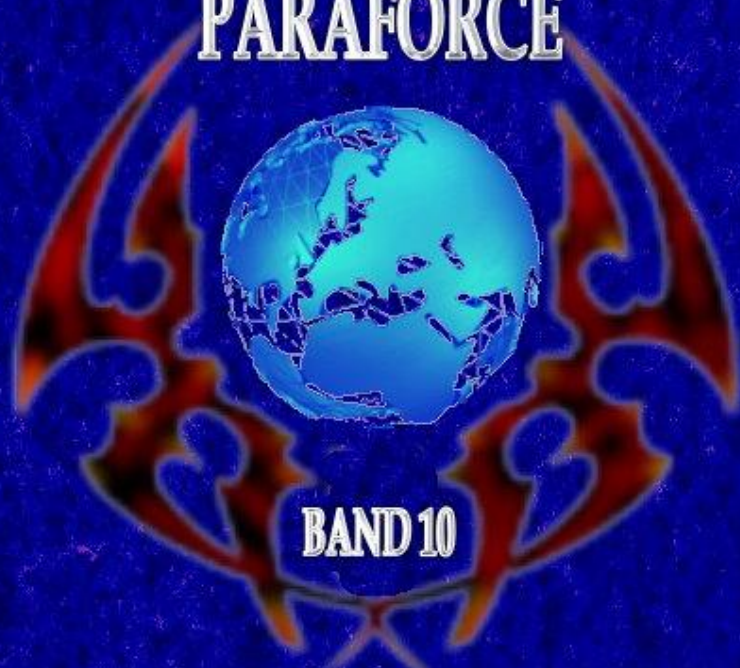


**Klaus Frank**

# PARAFORCE



**BAND 10**

**Eine Welt aus Angst und Tod**

**WWW.GEISTERSPIEGEL.DE**



Klaus Frank

**Paraforce**

Band 10

**Eine Welt aus Angst und Tod**

[www.geisterspiegel.de](http://www.geisterspiegel.de)

Cover © 2013 by Wolfgang Brandt

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2013 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: [www.geisterspiegel.de](http://www.geisterspiegel.de)



1

Ralf Josten hob seine rechte Hand, die den Stock hielt, und schwang sie über seinem Kopf hin und her. Errol, der fünfjährige Mischlingshund, den Ralf Josten und seine Frau Elke in einem verwahrlosten Tierheim in Griechenland gesehen und schließlich mit nach Deutschland genommen hatten, schaute mit glänzenden Augen und offenem Maul zu ihm hinüber. Was immer der Hund in diesem fürchterlichen Tierheim und auch zuvor erlebt haben mochte, er schien keinen Schaden genommen zu haben. Ganz im Gegenteil war Errol das liebevollste und anhänglichste Tier, das ihnen jemals untergekommen war, als wolle er ihnen beweisen, dass auch Tiere zu Regungen wie Dankbarkeit in der Lage waren. Errol schoss davon, als Ralf den Stock mit aller Kraft fortschleuderte.

Die Sonne schien von einem beinahe wolkenlosen Himmel, für April war es außergewöhnlich warm. Die Natur und die Menschen schienen aufzuatmen wie nach einem langen Alptraum, aus dem sie erwacht waren. Der Winter zog sich endlich schmollend zurück, nachdem er bis ins Frühjahr hinein immer wieder Schnee oder eiskalten Regen und böigen Wind ausgespien hatte. *Ein lächelnder Tag*, dachte Elke und schmunzelte selber darüber. Aber genauso kam es ihr vor: als lächelte jeder Mensch, der ihnen begegnete, jeder Hund und jeder Vogel, jeder Baum.

»Komm her, Errol!«, hörte sie die Stimme ihres Mannes, und Elke blickte ihn liebevoll an, ohne dass er es bemerkte. Sie empfand eine unendliche Liebe für ihn, ohne dass sie hätte er-

klären können, was sie in dieser Sekunde zu dieser Einsicht gebracht hätte. Es musste wohl wirklich mit dem traumhaften Wetter zu tun haben.

Langsam schlenderten sie weiter. Der Pfad wurde zu beiden Seiten von Bäumen begrenzt, die Teil eines dichten Waldgebietes waren. Hinter ihnen lag der kleine Ort Fell, in dem sie wohnten, vor ihnen der Nachbarort Thomm, der aber noch ein gutes Stück weg war. Ralf lebte schon sein ganzes Leben hier, er war der erste Josten seit Jahrhunderten, der nichts mehr mit dem Bergbau zu tun hatte, welcher diesen Landstrich einst geprägt hatte. Elke war es nicht leicht gefallen, das bedeutend aufregendere Leben in Trier aufzugeben und im vergleichsweise dörflichen Fell zu leben, aber mittlerweile, nach mehr als drei Jahren, war es ihr gelungen, den Ort und seine Menschen in ihr Herz zu schließen, zumal Trier kaum zwanzig Kilometer entfernt lag, sodass sie mehrmals im Monat dorthin fuhr.

Hätte man Elke gefragt, ihr wäre es nicht schwergefallen, ihr Leben als perfekt einzustufen.

Ralf Josten stapfte über die hohen Farne am Waldrand und suchte den Ast, den Errol nicht in der Lage war zu finden. Mit seinem hellen Hemd, das er sich erst vor wenigen Tagen gekauft hatte, wirkte er wie ein verstockter Waldgeist.

»Such das Stöckchen!«, rief sie laut und lachte, als Ralf und Errol gleichermaßen irritiert zu ihr hinübersahen.

»Sag das deinem unfähigen Hund!«, beschwerte sich Ralf.  
»Das wäre doch eher sein Job.«

»Mein Hund? Verstehe, wenn er etwas nicht hinbekommt, dann ist es mein Hund. Wenn Leute seinetwegen stehen bleiben und ihn bewundern, dann ist er unser Hund.«

»Falsch«, sagte Ralf und grinste zu ihr hinüber, »dann ist er mein Hund.« Er zögerte kurz, dann rief er mit triumphierender Stimme: »Ah, da ist der verdammte Stock ja.« Er hob ihn auf und ging ein Stück parallel zu dem sonnendurchfluteten

Pfad im Wald weiter; nur hin und wieder traf ein Sonnenstrahl seinen kurz geschorenen Kopf. An diesen Anblick musste Elke sich erst noch gewöhnen, da ihr Mann bis vor wenigen Tagen noch halblanges Haar gehabt hatte. Nun wirkte er beinahe wie ein ganz anderer Mensch. »Hier ist es schön kühl. Komm doch auch her.«

»Ich gehe ja gerade wegen der Sonne hier. Aber kühl dich ruhig ein wenig ab, wenn du magst.«

Errol rannte zwischen ihnen hin und her, ohne jedoch von dem Stock angelockt zu werden, den Ralf Josten in seiner Hand hielt. Plötzlich blieb der Hund stehen und bellte. Es klang nicht drohend, sondern, so glaubte Elke Josten, eher nach einem ängstlichen Kläffen, doch sie konnte nicht erkennen, wovor der Hund sich fürchtete. Hier war nichts Beängstigendes zu sehen oder zu hören.

»Ruhig, Errol!«, verlangte Ralf, doch das Tier wurde eher noch aufgeregter. Ralf Josten ging auf ihn zu. »Was soll denn das? Mach nicht so einen Lärm!« Er wollte noch etwas sagen, doch plötzlich verlor sein linkes Bein den Halt, und er verschwand bis zur Hüfte im Boden aus weichem Erdreich. Ungelenk prallte er mit dem Oberkörper auf die Erde. Das rechte Bein war nach hinten geknickt; eine unangenehme Haltung, die an Sehnen und Muskeln zerrte. Der Schmerz zog wie ein Stich von der Hüfte bis hinunter zu seinem Bein. Ralf kauerte wie eine betrunkene Balletttänzerin am Boden.

Sein linkes Bein schlenkerte haltlos im Loch, das beträchtlich groß sein musste, da er keinen Grund ertasten konnte. Lediglich gegen dichte, starre Wurzelschlingen stieß er immer wieder. Er verzog missmutig das Gesicht, als er daran dachte, dass seine Kleidung nun mit Gewürm und Dreck Bekanntschaft machte.

»Halt endlich die Klappe!«, rief er seinem Hund boshaft zu, der nun endgültig verrückt spielte und ohne Unterlass kläffte.

»Ralf!«, rief Elke und kam näher, ihre dunkelblauen Augen

blickten sorgenvoll. »Hast du dir wehgetan? Mein Gott, wie konnte denn das geschehen? Bist du in einen Kaninchenbau getreten? Hast du dich verletzt?«

Auf all diese Fragen hatte Ralf nur ungenügende Antworten. Er versuchte, sich mit den Armen hochzuhieven, doch es gelang ihm nicht. Sein rechtes Bein, das in schmerzhafter Verrenkung auf dem Boden lag, fand keinen Halt. Mit einem ärgerlichen Schnaufer sackte er wieder zurück.

Er blickte zu Elke hoch, deren Besorgnis gewichen war. Ein leises spöttisches Lächeln deutete sich auf ihrem Gesicht an. »Wie konntest du nur so abstürzen?«

»Sehr witzig«, brummte er, aber auch sein Schreck legte sich nun ein wenig. Nur Errol war noch ein Ausbund an Aufregung, die beinah an Panik erinnerte. »Würdest du mir bitte helfen, aus dem Loch rauszukommen? Vielleicht gibt Errol dann endlich Ruhe. Das Theater, das der Köter veranstaltet, ist ja nicht auszuhalten.«

»Was er nur hat? Ob er etwas wittert?«

»Was weiß ich, was in seinem Hundehirn vor sich geht. Übrigens glaube ich nicht, dass es sich um einen Kaninchenbau handelt. Es ist viel zu groß.«

»Was dann? Ein Bergbauschacht?«

Ralf Josten schüttelte den Kopf. »So nah an der Erdoberfläche sind sie nicht. Aber damit zu tun haben könnte es allerdings schon. Vielleicht handelt sich um irgendwelche Verwerfungen, das mag vorkommen, wenn weiter unten Schächte einstürzen, die in dieser Gegend manchmal mehrere Hundert Jahre alt sind. Wir sollten auf jeden Fall die Behörden informieren. Unter Umständen besteht die Möglichkeit, dass ein weiterer Einbruch bevorsteht. Würdest du also bitte ...«

Elke hatte schon ihre Hände unter seine Arme geschoben, um ihm zu helfen, doch als er nicht weitersprach, richtete sie sich wieder auf. »Was hast du?«

Sie schrak zusammen, als sie sein Gesicht sah, das plötzlich



vor Angst verzerrt war. »Da ... da war etwas.« Er stieß einen hohen Schrei aus, der das Gekläff des Hundes übertönte. »Eine Berührung an meinem Fuß. Da ist wer!«

\*

Für eine Sekunde hing Elke dem Gedanken nach, ob Ralf sich einen Spaß mit ihr erlaubte, aber ein Blick in sein vor Furcht beinah entstelltes Gesicht radierte diesen Gedanken sofort wieder aus. Seine Angst war nicht gespielt.

»Hilf mir!«, schrie er und Elke schrak zusammen. »Oh Gott, hilf mir hier raus. Bitte!« Plötzlich schlugen seine Zähne schmerzhaft zusammen, als sein Oberkörper zu rucken begann. Jemand zerrte mit großer Kraft an seinem Bein, versuchte, ihn zu sich in die Tiefe zu zerren.

Elke schrie auf, als sie das sah. Grenzenlose Angst kauerte in ihr, dennoch zögerte sie nicht, Ralf aus dem Loch zu ziehen, die Gefahr ignorierend, in der sie dadurch selber schwebte. Doch die unheimliche Gestalt, die drunten hockte, ließ es nicht zu. Unerbittlich wurde er herunterzogen. Das rechte, nach hinten ausgestreckte Bein verkantete sich durch den zunehmenden Druck immer mehr und verharrte nun in einem bedenklichen Winkel, da es Ralf nicht gelang, es in eine andere Position zu bringen. Er schrie noch lauter als zuvor, diesmal vor Schmerzen. Seine Augen schienen vor Panik zu zerbersten.

Elke schaffte es nicht, ihn zu halten, der Druck von unten war größer. Dann hörte sie ein Brechen, doch es war kein Ast, der entzweigegangen war, wie sie annahm. Das begriff sie erst, als Ralf zu kreischen begann: »Mein Bein! Mein Bein!« Sein Gesicht verlor jegliche Farbe, und mit Blut durchsetzter Speichel rann aus seinem Mund.

Unsinnigerweise dachte Elke bei diesem Anblick an das neue Hemd, das er trug.

Ralfs Schmerzensschrei kippte über. Errol schnappte mit ei-

nem wilden Knurren nach seiner fuchtelnden Hand, dann heulte der Hund auf, als begriffe er, was er getan hatte.

Wie eine von einem zornigen Kind verdrehte Gummipuppe wurde Ralf Josten unerbittlich in das schmale Erdloch gezogen, wobei sein gebrochenes Bein immer stärker in Mitleidenschaft gezogen wurde und in einer unmöglichen Stellung zum Rest seines Körpers stand.

Elke begriff, dass sie ihren Mann nicht würde retten können; wer immer dort von unten zog, war ungleich kräftiger als sie. Sie zuckte zurück, voller Entsetzen und Verzweiflung, als Ralf vollends durch den finsternen Schlund gezogen wurde. Sie hörte den Aufprall seines Körpers am Boden; ein satter, klatschender Laut, dem etwas Endgültiges anhaftete.

»Ralf!«, schrie sie und blickte um sich. Warum kam denn niemand? Warum war niemand hier, um zu helfen?

Ralf stöhnte und wimmerte, die Schmerzen, die er auszuhalten hatte, mussten unmenschlich sein. Und ein Keuchen vernahm Elke plötzlich, ein Keuchen und entsetzliches Schmatzen. Sie schob sich ein wenig näher an das Loch im Erdboden heran und lugte hinunter. Es war nicht vollkommen dunkel dort drunten, da ein wenig Tageslicht hineindrang. Irgendwas war dort, etwas machte sich an Ralf, der wehrlos am Boden lag, zu schaffen und zerrte ihn fort. Nur schwach waren seine Abwehrbewegungen. Einmal glaubte sie, dass er ihren Blick erwiderte, doch dies war vermutlich ein Trugschluss. Sein rechtes Bein stand in einem grotesken Winkel vom Körper ab, beinahe so, als wäre es nur noch mittels Fleisch mit dem Torso verbunden und die Knochen sämtlich gebrochen.

»Du Bastard!«, schrie sie in die Tiefe. »Lass ihn los!« Sie bekam eine Antwort aus der Tiefe; ein Schlürfen, wieder dieses fürchterliche Schmatzen, als säße dort unten in der Finsternis ein riesenhaftes Kind, das schlechte Manieren hatte.

Ralf wurde weiter gezerrt. Dort unten schien sich ein Gang zu befinden, auch wenn Elke sich kaum erklären konnte, wo-

durch er geschaffen worden war.

Ein schwacher Ruf war zu hören, und sie schreckte auf, als sie ihn vernahm. War das Ralf gewesen? Hatte er nach ihr gerufen, um Hilfe gebeten?

»Ralf?«, rief sie in die Tiefe, doch sie erhielt keine Antwort. Was sollte sie nur tun? Sie konnte ihn doch nicht einfach sich selbst überlassen. Ein Schluchzen drang über ihre Lippen, dann, nach einem letzten hoffnungslosen Blick in die Runde, glitt sie hinab in die unterirdische Höhle.



Obwohl sie wusste, dass der Boden nicht sehr weit unter ihr lag, wurde Elke Josten so heftig wie nach einem wesentlich tieferen Fall durchgeschüttelt, als sie unten aufprallte. Mit einem leisen Schrei stürzte sie ungelent und spürte die Nässe, die sofort eiskalt durch ihre Kleidung drang. Eilig stand sie auf und blickte sich um. Auch nach oben warf sie einen skeptischen Blick, der sich jedoch aufhellte, als ihr klar wurde, dass sie leicht wieder nach draußen gelangen würde; es gab genügend tief reichende Wurzeln, an welchen sie sich heraufhangeln konnte. Kaltes Erdreich und gewiss auch Käfer fielen auf sie herab, und sie trat eilig zur Seite. Schlagartig stürzte Finsternis über sie her, als hätte man ihr ein Tuch über den Kopf gestülpt.

Sie hörte Geräusche irgendwo vor sich, ein Stöhnen, schleifende Laute, ein Knurren. Sie glaubte, die Richtung zu erkennen, woher diese Laute stammten.

Elke wagte sich nicht zu rühren. Wenn sie nur etwas hätte erkennen können. Ein kalter Wind ließ sie erschauern, als hätte jemand ein Tor zur Hölle geöffnet. Unter ihren Füßen spürte sie den schlammigen Untergrund, in dem sie ein wenig eingesunken war, und ihre dünnen Schuhe sogen sich immer mehr mit eisigem Wasser voll.

Ihr Kopf war erfüllt vom Wunsch, dieser Hölle zu entfliehen und einfach nur davonzulaufen. Doch sie konnte Ralf doch nicht im Stich lassen. Er brauchte ihre Hilfe. Was immer das Scheusal, das ihn in die Tiefe gezerrt hatte, auch beabsichtigte,

es konnte für Ralf nicht gut ausgehen. Wenn dieser Irre ihn nicht längst getötet hatte, dann würde er es vermutlich bald tun.

Trotz des Windes war der Gang mit schlechter Luft erfüllt, wie ein Film legte sich der Gestank auf ihre Haut. Einmal wurde er so stark, dass sie stehen bleiben und das Gesicht abwenden musste. Sie wollte nichts mehr als raus hier, doch sie verharrte auf der Stelle. Es roch, als läge in ihrer Nähe etwas Totes. Vor ihrem geistigen Auge sah sie sich durch einen Zoo wandeln, dessen Attraktion eine Parade verwester Tiere war, die Elke mit ihren glasigen Augen anstarrten. Elke schüttelte vehement den Kopf, um dieses Bild zu vertreiben.

Es gelang ihr, doch die Angst jammerte weiterhin in ihrem Schädel. Blind, wie sie war, streckte sie ihre Arme nach vorn und zur Seite aus. Dann blieb sie stehen und stieß einen Laut aus, der eine Mischung aus Lachen und einem Seufzen war. Warum hatte sie nicht sofort an ihr Handy gedacht! Sie zog es aus der Tasche ihrer dünnen Jacke. Das Display gab ein schwaches Leuchten von sich, aber es kam ihr wie ein gleißendes Licht vor. Es genügte, um zwei, drei Schritte weit zu sehen. Der Gang war einfach ins Erdreich gegraben, Wurzeln hingen über ihrem Kopf, manchmal wurde sie von ihnen am Kopf und an der Schulter gestreift, was der Berührung einer kalten Hand gleichkam. Sie konnte Ralf weder sehen noch hören, doch sie dachte nicht über die mögliche Bedeutung dieser Feststellung nach. Immer wieder fiel etwas auf sie hinab; sie hoffte, dass es sich um kleine Brocken lockerer Erde handelte. Der seltsame unterirdische Gang ächzte und stöhnte permanent, als würden die Stimmen der Toten Elke ihr Leid klagen. Sie befürchtete, dass sie lebendig begraben wurde. Was wäre, wenn der Tunnel hier plötzlich einstürzte? Dann wäre jede Rettung vollkommen ausgeschlossen, sie würde jämmerlich ersticken. Verbissen schüttelte Elke den Kopf und ging langsam weiter, wobei sie stets darauf achtete, dass das Display ih-

res Handys beständig leuchtete.

Ihre vor Kälte tauben Füße hinterließen deutliche Spuren in der Erde, und trotz des schlechten Lichtes erkannte sie auch die Fußspuren des Entführers. Ohne dass sie es eigentlich wollte, ging sie in die Hocke und beleuchtete den Morast. Ein leiser Ruf entfuhr ihr, und sie glaubte, ihren Augen nicht zu trauen. Sie sah ganz deutlich den erschreckend großen Abdruck eines nackten Fußes. Aber wer konnte es sich erlauben, in dieser Kälte ohne wärmende Schuhe umherzuwandern?

Wer lauerte hier in dieser Finsternis?, überlegte sie, während sie sich zögernd aufrichtete und weiter ging. Sie wusste, dass es besser wäre, zur Öffnung umzukehren und das Weite zu suchen, doch sie schleppte sich weiter durch die Finsternis voran, auch wenn eine ängstliche Stimme ihr zuraunte, dass sie damit den größten Fehler ihres Lebens beging; und vermutlich auch den letzten.

Die meisten der unheimlichen Fußabdrücke waren unkenntlich oder verwischt, weil die Schleifspuren von Ralfs Körper sie ausgelöscht hatten. Es war so entwürdigend, so brutal und hoffnungslos, dass es Elke schier den Atem raubte, wenn sie im Schimmer des Handy-Displays nach unten schaute und den Spuren seines misshandelten Körpers folgte. Wieder hatte sie das Bild seines neuen Hemdes vor Augen, was sie mit einem ärgerlichen Seufzer quittierte.

Was sollte sie tun? Sie musste ...

Der Gedanke zerplatzte, als sie plötzlich eine Gestalt vor sich aufragen sah. Elke zuckte aufschreiend zurück und wäre beinahe auf dem schlüpfrigen Boden ausgeglichen. Sie dachte nicht eine Sekunde daran, dass vielleicht Ralf vor ihr stehen könnte. Selbst im schlechten Licht wirkte die Gestalt ob ihrer gebeugten Haltung gedrungen, sodass etwas Affenartiges von ihr ausging.

Das Display erlosch, und hektisch drückte Elke eine Taste, damit es wieder leuchtete. Ihr Herzschlag setzte einen Mo-

ment lang aus, als sie erkannte, dass die Gestalt nun ihre Position geändert hatte und näher bei ihr stand, ohne dass Elke auch nur den leisesten Laut vernommen hatte.

Elkes Blick war verstört vor Panik, hinter ihren Augen entstand ein Druck, dass es schien, als könnten sie aus dem Schädel springen, und sie spürte, wie sich ihre Blase entleerte.

Hektisch drückte sie ohne Unterlass auf ihrem Handy herum, damit der Lichtschimmer nicht schwand. Vielleicht mochte diese Gestalt kein Licht, so schwach es auch sein mochte, vielleicht konnte dieses lächerliche Glimmen ihr Leben retten, vielleicht ...

Der Unhold machte ihre Hoffnung zunichte, als er behände auf sie zukam. Er war nackt, bemerkte sie, vollkommen nackt und unsagbar hässlich. Die Haut war faltig und schlaff wie ein Umhang; wie ein leerer Hautsack, den man einem fetten Greis vom Fleisch geschnitten hatte. *Einer Greisin*, dachte Elke und starrte mit weit aufgerissenen Augen auf die Brust, die, so kam es ihr vor, weiblich war. Doch sie war weit davon entfernt, darin etwas Gutes zu erkennen. So etwas wie weibliche Solidarität gab es hier sicher nicht. Das Monster öffnete den Mund – *nein*, dachte Elke, *öffnete das Maul* –, und es offenbarte furchtbar schlechte Zähne, die jedoch lang und spitz waren. Ein atemberaubender Gestank drang aus dem schwarzen Schlund, der Elke würgen ließ.

Sie suchte in diesem Antlitz etwas, das sie als Anzeichen von Gnade deuten konnte, doch da war nichts dergleichen. Keine Güte, aber auch kein Hass oder Zorn; sie blickte einfach nur in eine hässliche Fratze, die kleinen lidlosen Augen blickten gleichgültig und kalt zu ihr.

»Lassen Sie mich!«, stammelte sie und war sich bewusst, wie dumm diese Worte klangen. Wie deplatziert und lächerlich. Sie stand augenscheinlich vor einer blindwütigen Irren und betütelte sie mit Worten aus einem Rosamunde-Pilcher-Roman.

Ein Grunzen kam als Entgegnung, das wie die Stimme eines misshandelten Schweins klang.

Elke warf sich herum und rannte in die Richtung, aus der sie gekommen war. Ihr Glaube, dass ihr die Flucht gelingen konnte, war nicht sehr hoch, doch zu ihrem Erstaunen schaffte sie beinahe die gesamte Strecke, obwohl sie auf dem rutschigen Grund mehr als einmal ausglitt und ins Straucheln geriet.

Sie kam bis zu der Stelle, an welcher das Tageslicht die Finsternis allmählich aufzuweichen begann, dann erhielt sie einen Schlag in den Rücken. Mit einem verzweifelten Aufschrei stürzte sie zu Boden. Wasser und nach Moder schmeckende Erde drangen in ihren Mund, und sie spie den Batzen hustend wieder aus.

Eine klauenartige Hand, die eiskalt war, packte von hinten ihr Gesicht, und sie spürte die raue, rissige Haut auf ihren Wangen und ihrem Mund und roch den Hauch von bitterer Verwesung. Mit roher Gewalt wurde sie auf die Beine gehievt. Sie bekam keine Luft mehr und schlug und trat voller Panik blind um sich und traf ihre Peinigerin mehrere Male, der das jedoch nicht im Geringsten etwas ausmachte. Die andere Klaue packte ihren rechten Arm so heftig, dass Blut floss. Der scharfe Schmerz ließ Elke aufstöhnen.

Dann bekam sie einen harschen Schlag an die Schläfe und ihre Sinne taumelten, unstet wie ein Schmetterling, davon.

\*

Es war das Zittern ihres unterkühlten Körpers, das sie wieder erwachen ließ. Sie blickte in die Finsternis, die dort, wo sie lag, vollkommen war; einige Meter weiter jedoch fielen Strahlen des Tageslichts in die Tiefe. Elke Josten runzelte die Stirn. Langsam erhob sie sich. Ihre Kleidung war völlig durchnässt, und sie fror so sehr, dass ihre Zähne laut gegeneinander klapperten. Sie erinnerte sich an alles, was ihr widerfahren war. Sie



stieß einen Laut aus, der Ähnlichkeit mit einem Lachen oder einem Schluchzer hatte. Wieso hatte dieses Wesen sie nicht getötet? Es schien nicht mehr in ihrer Nähe zu sein. Außer dem Säuseln des kalten Windes und dem Schmatzen der nassen Erde unter ihren Füßen vernahm sie keinen Laut.

Ihr Kopf schmerzte vom Schlag, der sie niedergestreckt hatte, und auch ihr rechter Arm war ein wenig in Mitleidenschaft gezogen. Sie ging in die Hocke und tastete im Schlamm nach ihrem Handy, und tatsächlich fand sie es nach wenigen Momenten. Es funktionierte jedoch nicht mehr; wahrscheinlich war zu viel Feuchtigkeit eingedrungen. Mit einem leisen Fluch steckte sie es in ihre Hosentasche.

Was sollte sie nur tun? Was war mit Ralf geschehen? Gab es überhaupt noch Rettung für ihn? Die Tatsache, dass Elke noch lebte, konnte bedeuten, dass es auch für ihren Mann noch nicht zu spät war. Warum sollte man sie verschonen, ihn jedoch töten? Ihre Gedanken verloren sich ins Nichts. Als Erstes musste sie vor der unerbittlichen Kälte flüchten, die sich ihr tief ins Fleisch fraß. Ungelenk taumelte sie durch die Düsternis. Auch wenn sie gleich nach ihrem Abstieg voller Zuversicht gewesen war, sich ohne große Probleme nach oben arbeiten zu können, wurde sie nun eines Besseren belehrt. So unterkühlt, wie sie war, erwies sich der Aufstieg als äußerst schwierig, und sie musste mehrmals ansetzen. Zornig schimpfte sie auf sich selbst, wenn sie wieder und wieder an den Wurzeln den Halt verlor und wie ein plumper Sack zu Boden fiel. Es bedurfte einer immensen Kraftanstrengung, endlich wieder ans Tageslicht zu gelangen. Das Licht war so grell, dass sie für mehrere Minuten die tränenden Augen schließen musste. Zitternd lag sie am Waldboden und robbte nach einer Weile zu einer kleinen von der Sonne durchfluteten Lichtung, um sich aufzuwärmen, auch wenn sie sich dafür schalt. Jede Sekunde Verzögerung konnte Unheil für Ralf bedeuten.

Endlich taumelte sie auf die Beine. Sie wandte sich der Stra-

ße zu und sah sich mit Errol konfrontiert, der auf sie zurannte und kläffend vor ihr stehen blieb. Das Herz klopfte wie wild, in den ersten Sekunden hatte sie angenommen, das Monster sei ihr gefolgt. Heiser bellte Errol, und sie hatte nicht das Gefühl, dass er es aus Freude tat. Sein Verhalten kam ihr merkwürdig vor, doch sie tat es damit ab, dass der Gestank des Monsters an ihr haftete und den Hund ängstigte.

»Sei ruhig, Errol«, sagte sie leise. »Lass uns gehen.«

Ihre Stimme beruhigte den Hund. Winselnd kam er auf sie zu und sie tätschelte ihn beruhigend am Kopf.

Dann gingen sie eilig in den Ort zurück.



Professor Rajiv Singh, der wissenschaftlicher Leiter der Paraforce, bewegte ein Messer in seinen Händen und blickte abwechselnd von dieser Waffe zu den beiden Agenten aus Deutschland hinüber, die auf der anderen Seite seines Schreibtisches saßen und in angespannter Haltung eisern schwiegen.

»Ich bin einigermaßen verwirrt, meine Herren«, sagte er, und die beiden Besucher merkten, wie unangenehm ihm diese Offenbarung war. »Meine Leute und ich haben nun etliche Untersuchungen durchgeführt, doch dieses Messer entzieht sich jeglicher Analyse. Die Klinge sieht aus, als sei sie aus Stahl, aber sie ist es nicht; viel eher scheint sie aus einem Material hergestellt, das ... nun, das nicht von dieser Welt stammt.«

Ben Fuller, der das Messer bei seinem ersten Einsatz für die geheimnisvolle Organisation Paraforce an sich genommen hatte, meldete sich zu Wort. »Es handelt sich ja auch um ein Mitbringsel aus dem Jenseits. Mit dieser Waffe hat Lutz Bürger vor vielen Jahrzehnten Menschen getötet – und das tat sein Totengeist nach seiner Heraufbeschwörung erneut. Dazu nutzte er dieses Messer. Aus welchem Material es hergestellt ist, interessiert mich nur am Rande. Viel lieber würde ich herausfinden, ob es möglicherweise gewisse Fähigkeiten aufweist, die ein Messer in der Regel nicht hat. Können Sie mir hierzu etwas sagen? Immerhin materialisierte es zusammen mit dem Mörder und verschwand nach getaner Gräueltat wieder wie ein Spuk.«

So beiläufig über diese Geschehnisse zu reden, fiel Ben alles

andere als leicht. Nur zu gut entsann er sich an jenes Gefühl, als er das Messer aus der Brust seiner Lebensgefährtin Stephanie gezogen hatte, die, besessen vom Totengeist Lutz Bürgers, sich für Ben Fuller geopfert hatte. Es war ihm gewesen, als ströme allein durch die Berührung des Messers eine unbekannte Kraft in ihn, sodass er nach wenigen Sekunden befürchtete, sein Schädel müsse bersten, und er vernahm ferne Stimmen, ohne sie zu verstehen. Dieses Gefühl war schnell wieder verschwunden und auch nicht wieder aufgetreten, aber Ben Fuller wusste, dass er keiner Täuschung erlegen war. Dieses Messer war etwas Besonderes – auch abgesehen von der Tatsache, dass Stephanie sich damit das Leben genommen hatte.

Noch immer schmerzte ihr Tod ihn sehr, und nicht selten schreckte er nachts aus verstörenden Träumen, in welchen er ihren Tod immer wieder aufs Neue erlebte. Die Tage waren immer noch unfassbar leer, seit sie an seiner Seite fehlte, und so war Ben in den letzten Wochen oft in Köln gewesen und besuchte Stefan Crenz, einen ehemaligen Kriminalhauptkommissar, den er bei der Jagd auf den Totengeist kennengelernt hatte. Nun arbeitete auch Crenz bei Paraforce, nicht unbedingt zur Freude seiner Frau Judith. Zwar hatte sie Stephanie nie kennengelernt, dennoch ging ihr Tod Judith sehr nah, weil gleich der erste Fall, den ihr Mann und Ben Fuller gemeinsam bearbeiteten, ein solch tragisches Ende genommen hatte. In den wenigen Wochen ihrer Bekanntschaft war durchaus so etwas wie eine Freundschaft entstanden, die auch Crenz' Familie umschloss, Judith und ihre Tochter Melanie, die viel lieber Mel genannt werden wollte und trotz ihrer zehn Jahre hin und wieder bezaubernd altklug daherkam.

»Nicht viel, Ben«, antwortete Singh und warf einen intensiven Blick auf Fuller, der mit seinen Gedanken erneut bei seinem letzten Fall war und unbewusst mit der rechten Hand sein blondes Haar zerwühlte. Ein wenig lauter als zuvor fuhr

Singh fort: »Bei einem Menschen angewendet, scheint es keinerlei Unterschied mit einem ganz gewöhnlichen Messer aufzuweisen; es ist in der Lage zu verletzen und zu töten. Wenn Sie nun aber die Hoffnung hatten, es würde ein Feuerwerk veranstalten, einen Menschen geradezu pulverisieren, dann muss ich Sie enttäuschen.«

»Diese Hoffnung hatte ich nicht, Professor«, entgegnete Ben, »es wäre eher eine Befürchtung gewesen. Ich stelle mir allerdings die Frage, an welchem Objekt Sie ein solches Experiment vorgenommen haben. Es dürfte nicht viele Freiwillige gegeben haben, nehme ich an.«

Die weißen Augen in dem dunklen Gesicht strahlten wie Leuchtfeuer, als Professor Singh sagte: »Viele Freiwillige gab es in der Tat nicht. Genau genommen nur einen einzigen.«

»Und der waren Sie!«, entfuhr es Stefan Crenz und verzog das Gesicht; ob er damit Tadel oder eher Bewunderung ausdrücken wollte, wurde nicht klar.

»Im Dienste der Wissenschaft. Aber die Gefahr war überschaubar. Soweit ich mit der eigenartigen Geschichte der Waffe vertraut bin, hat es seine bedauernswerten Opfer schließlich nur erstochen, ganz dem Rang einer Stichwaffe entsprechend. Meine Überlegung entsprach also einer gewissen Logik, als ich davon ausging, dass somit auch ein kleines Experiment keinerlei Gefahr für mich bedeuten würde.« Der Professor legte seinen rechten Zeigefinger an die Lippen und lächelte entwaffnend. »Aber dies bleibt unser Geheimnis, meine Herren, nicht wahr?«

»Natürlich«, antwortete Ben Fuller und nahm das Messer entgegen, das der Professor über den Tisch schob.

»Bevor Sie gehen, schauen Sie doch beim Chef hinein. Er erwartet Sie.«

Der Chef hieß Jacques Baptiste, und Ben Fuller war keineswegs überrascht, in dessen Büro auch auf James Elwood Blackstone III. zu treffen, der sich wie ein Kastenteufel im Hin-

tergrund hielt. Fuller konnte nicht verhehlen, große Vorbehalte ihm gegenüber zu haben. Daran änderte auch die Tatsache nichts, dass Blackstone eine gewichtige Rolle im Gefüge von Paraforce spielte. Im Geiste verdrehte er die Augen, doch dann rang er sich ein Lächeln ab und reichte den beiden Männern die Hand.

»Setzen Sie sich, meine Herren«, sagte Baptiste mit dröhnender Stimme. »Neuigkeiten bezüglich Ihres Messers, Ben?«

Ben Fuller schüttelte den Kopf. »Es ist absolut nicht klar, welche Bewandnis es damit hat, und auch seine Wirkung konnte nicht eindeutig geklärt werden.«

»Das dachte ich mir beinah. Ich hatte mich bereits mit Singh darüber unterhalten, und der Professor berichtete mir von seinen Schwierigkeiten, eine eindeutige Analyse zu erstellen.«

»Wir werden schon irgendwann die Fragen klären können«, meinte Ben Fuller.

»Unter Umständen schneller, als Sie zu träumen wagen.«

Fuller und Crenz blickten sich kurz an, dann ging ihr Blick zum Franzosen hinüber, der ihnen lächelnd eine Akte hinüberschob. »Ein neuer Fall, meine Herren.«

*Wie hätte es auch anders sein können*, dachte Ben Fuller und nahm die Akte entgegen, die nur wenige Seiten enthielt; darin enthalten waren auch Fotos eines Mannes und einer Frau, Ralf und Elke Josten.

»Der Mann«, sagte Baptiste, »ist vor einigen Tagen auf mysteriöse Weise verschwunden, und er ist nicht der erste in der Gegend, dem dies widerfahren ist; wenngleich die älteren Fälle bereits Monate oder noch länger zurückliegen. Es scheint, als sei Josten, und die anderen Personen möglicherweise ebenfalls, von einem Wesen verschleppt worden, das sich ihm von unten näherte.« Stichwortartig erzählte Baptiste die kargen Fakten. »Alle Vermisstenfälle spielen sich in der Nähe von Trier ab, inmitten eines ehemaligen Bergbaugebietes. Die Zeugin, Elke Josten, erzählte der örtlichen Polizei von dem unter-

irdischen Gang, der fraglos künstlich geschaffen wurde, aber eindeutig nichts mit der Bergbauergangenheit zu tun haben kann. Dort machte sie schmerzhaft Bekanntschaft mit dem Bewohner und Entführer. Da es natürlich vollkommen dunkel dort unten war, konnte sie keine präzise Beschreibung abgeben. Es kam zu einer Auseinandersetzung, an dessen Ende Frau Jostens Bewusstlosigkeit stand, die jedoch nicht lange anhielt.«

»Immerhin hat sie überlebt«, warf Stefan Crenz ein, »ist dies nicht eine seltsame Haltung des ... Entführers? Ihm muss doch klar gewesen sein, dass die Frau die Behörden informiert.«

Baptiste bewegte seinen Kopf hin und her, was an eine auf dem Wasser hüpfende Boje erinnerte. »Vollkommen richtig. Zunächst stellt sich allerdings nach wie vor die Frage, was mit ihrem Ehemann geschah. Von ihm verliert sich jede Spur. Man inspizierte den Gang, stellte jedoch fest, dass er hochgradig einsturzgefährdet ist. Ein längerer Aufenthalt ist lebensgefährlich. Wahrscheinlich ist dies einer der Gründe, warum wir so schnell Wind von dem mysteriösen Ereignis bekamen. Seither ist es unser Fall. Und wenn ich sage, es sei unser Fall, dann meine ich, es ist Ihr Fall. Ihre Aufgabe ist es nun, unverzüglich in die betreffende Gegend zu fahren und dort nach dem Rechten zu sehen. Versuchen Sie das Schicksal Jostens zu klären. Werden Sie in der Polizeiinspektion Schweich vorstellig und sprechen Sie mit dem dortigen Leiter, Hauptkommissar Fechner. Er ist über ihr Kommen informiert.« Baptiste lehnte sich in seinem Bürostuhl zurück und blickte die beiden Deutschen mit ernstem Blick an. »Da es hier möglicherweise um das Leben Herrn Jostens geht, besteht höchste Priorität, sodass keine Zeit zu versäumen ist.«

Ben rechnete damit, dass sie nach diesen Worten entlassen waren, doch er irrte sich, denn Baptiste fügte hinzu: »Ist Ihnen der Begriff *Ghul* bekannt?«

Ben und Stefan warfen sich einen kurzen Blick zu, in dem

klar ihre Überraschung offenkundig wurde. Stefan Crenz antwortete mit einiger Zurückhaltung: »Darunter versteht man ein leichenfressendes Wesen, das aus der arabischen Mythologie stammt, wenn ich richtig informiert bin.«

Ben nickte zustimmend.

»Das ist richtig«, erklärte Baptiste, »zugleich kommt dieses angebliche Fabelwesen allerdings durchaus auch in der europäischen Mythologie vor, wenngleich es hier gewisse Unterschiede gibt.«

»Ist zu vermuten, dass wir dort auf Ghule treffen könnten?«, fragte Ben.

»Das weiß ich nicht. Interessant in diesem Zusammenhang ist jedoch ein Artikel im Trierischen Volksfreund vom zweiten beziehungsweise vierten Februar 2008, in dem ein Reporter namens Herbert Meininger, der damals für diese Tageszeitung tätig war, sich über diese Gerüchte ausließ. Genau genommen hat er sie erst in die Welt gesetzt. Mehr als Gerüchte waren es nicht, die jedoch schlugen ein wie eine Bombe, zumindest hinter den Kulissen. Scheinbar wurde Meininger aufgrund einiger Auseinandersetzungen mit seinen Vorgesetzten, die solche Schauergeschichten nicht in ihrem Blatt duldeten, und wohl auch mit einigen Stadtoberern, die um das Wohl der Gegend besorgt waren, sehr bald entlassen. Im Internet lassen sich Fragmente davon ganz passabel recherchieren; Meiningers scheinbar unsinnige Thesen haben viele Befürworter. Die meisten Leute, auch außerhalb der schreibenden Zunft, hielten Meininger dennoch offensichtlich für einen ausgemachten Dummkopf, der sich oft einen Spaß draus machte, andere Leuten vor den Kopf zu stoßen. Was seine Person betrifft, gibt es scheinbar eine Ironie des Schicksals.«

»Wie meinen Sie das?«, fragte Ben.

»Meininger verschwand kurz nach seiner Entlassung spurlos. Man nahm an, dass er kalte Füße bekam und daher das Weite suchte; Beweise, die diese These belegen, gibt es jedoch



nicht. Er tauchte in keiner anderen Stadt mehr auf; zumindest nicht unter seinem Namen. Möglicherweise hat er sich eine andere Identität zugelegt, doch das scheint mir sehr weit hergeholt zu sein.«

»Sie vermuten eher, dass er ebenfalls in der ... Unterwelt zu finden ist?«

»Ich vermute nichts dergleichen, da mir solcherart Spekulationen zuwider sind, doch ich kann es auch nicht ausschließen. Sein Schicksal sollte nicht allzu sehr Ihr Interesse wecken; doch Ihnen sollte klar sein, dass, wenn an seinen wirren Vermutungen doch etwas Wahres dran ist, Sie sich auf eine brandgefährliche Mission begeben.«

Damit war das Gespräch beendet. Ben Fuller und Stefan Crenz verließen wenige Minuten später das Gebäude der UNO im Herzen Manhattans und begaben sich auf schnellstem Weg nach Deutschland.



Elke Josten saß in ihrem gemütlich eingerichteten Wohnzimmer und starrte in die finsternen Ecken. Sie vermochte nicht zu sagen, wie lange sie bereits in völliger Reglosigkeit kauerte; da sie die Vorhänge vor die Fenster gezogen hatte, wusste sie nicht, ob bereits der Abend angebrochen war. Hin und wieder erschien Errol, musterte sie von der Schwelle des Zimmers und verschwand dann wieder; auch er spürte die gedrückte Stimmung, in der Elke Josten sich seit dem Verschwinden ihres Mannes befand. Eigenartigerweise wusste sie, dass er noch am Leben war, irgendwo dort unten in dieser geheimnisvollen unterirdischen Welt. Bislang war noch nicht nach ihm gesucht worden; wie sie in Erfahrung gebracht hatte, war die Gefahr eines Einsturzes so groß, dass man noch keinen Suchtrupp organisiert hatte. Im Laufe des Tages sollten, wie sie gehört hatte, zwei Experten in Fell eintreffen, die dann mit der Suche begannen. Welche Experten das waren, wusste Elke nicht, aber sie setzte nicht allzu große Hoffnungen in sie.

Ihr Arm schmerzte; zwar war die Verletzung nur oberflächlich und, so die erklärenden Worte des Arztes, der sich um sie gekümmert hatte, nicht gefährlich, aber immer wieder strich Elke mit der anderen Hand über den Verband, der im Dunkeln zu leuchten schien. Manchmal glaubte sie, ein Pochen und Pulsieren zu spüren. Der Arzt schloss jede Infizierung aus, aber schließlich hatte er nicht diesem unheimlichen Unhold gegenübergestanden. Immer wieder gingen ihre Gedanken zu dieser Begegnung zurück. Es war so dunkel gewesen,

dass es ihr kaum möglich gewesen war, etwas zu erkennen, aber sie fragte sich, ob es sich wirklich um einen Menschen gehandelt hatte. Wie konnte es schließlich sein, dass ein Mensch dort hauste, in einem Gang, von dem niemand etwas wusste? Wo mochte er enden? Niemand konnte ihr diese Frage beantworten.

Was sollte sie nur tun, wenn die Suche nach Ralf wirklich ohne Ergebnis blieb? Würde sie es sich zutrauen, noch einmal in die Tiefe zu steigen? Das Risiko, das sie damit in Kauf nähme, konnte ihren Tod bedeuten, aber schließlich ging es um ihren Mann. Es lief auf eine einfache Frage hinaus, dachte sie und verzog ihr Gesicht zu einem starren Lächeln: Welches Leben war ihr wichtiger – ihres oder seines?

Müde schüttelte sie den Kopf und erhob sich von dem Stuhl, der unbequem war. Ungelenk stakste sie aus dem Wohnzimmer und betrat das Bad. Dort war es hell, und schmerzhaft stach das Licht in ihre Augen, die sie rasch schloss, doch es drang auch durch ihre Lider. Mit einem leisen Stöhnen wankte sie zum Waschbecken und drehte kaltes Wasser auf, das sie über die Handgelenke laufen ließ. Schließlich träufelte sie es sich ins Gesicht. Für einen Moment wurde sie durch das Wasser belebt. Sie warf einen Blick in den Spiegel, der über dem Waschbecken hing, und sie erschrak, als sie ihr Gesicht betrachtete, das ihr blass und eingefallen vorkam. Dunkel blickten ihre starren Augen, und ihr eigener Blick kam ihr so unheimlich vor, dass ihr davon schauderte. Ihre Lippen schienen so blass und blutleer zu sein, dass sie kaum mehr auffielen.

Mit ihrer linken Hand betastete sie ihr Gesicht, wie um sicher zu sein, dass es wirklich ihr eigenes war, so fremd kam es ihr vor. Plötzlich stutzte sie. Im hellen Licht betrachtete sie ihre Finger. Es dauerte einen Augenblick, dann dämmerte ihr die Erkenntnis: Die Fingernägel, die sie sonst recht sorgsam pflegte, waren nun rissig und mit dunklen Schlieren durchzogen, wie wenn es die Nägel eines grobschlächtigen Mannes

wären, dem sein Erscheinungsbild vollkommen gleichgültig war.

Sie schluckte und ihr Herzschlag schien binnen einer Sekunde seinen Takt verdoppelt zu haben. Wie erstarrt blickte sie auf ihre Hände hinunter; auch schien die Haut sich verändert zu haben; sie wirkte rissig und hatte dicke Schwielen und Inseln aus Hornhaut.

Als handle es sich um eine Botschaft, begann die scheinbar harmlose Wunde zu pochen, und ihr war plötzlich klar, dass sie den Keim des Monstrums in sich trug.

\*

*Das Messer, das sie in ihrer rechten Hand hielt, wirkte monströs und troff vor Blut. Rote Blitze aus Licht züngelten über den Stahl, als stecke Leben in der Waffe.*

*»Nicht!«, hörte er sich schreien. »Tu es nicht!« Er wusste, dass seine Worte ohne Wirkung verhallten, denn dies war ein Traum, ein endloser Traum, der ihn Nacht für Nacht heimsuchte. Er wusste, wie die Sache ausging. Es gab kein Happy End, sondern nur Trauer und Tränen, die nicht versiegen wollten.*

*Das Kostbarste, das er jemals in seinem Leben besessen hatte, ging dahin, und er konnte nichts dagegen tun. Der Totengeist steuerte mit unerbittlicher Härte die Hand, in der das Messer steckte.*

*In den Augen der Frau schimmerten Tränen, ihr Gesicht war verzerrt und zeigte pure Verzweiflung. »Ich muss es tun!«, hörte er sie keuchen, und im Schlaf bewegten sich seine Lippen im Rhythmus dieser Worte. »Ich kann nicht anders. Es tut mir so leid!«*

*Dann fuhr die Messerhand nach oben, und seine Augen verfolgten diesen Vorgang, seine Beine schienen mit dem Boden verwachsen zu sein, er konnte nichts tun. Nur auf diese Szene starren und hoffen, dass ein Wunder geschah. Doch Wunder hatten in seinen Träumen keinen Raum zum Leben.*

*Die Klinge hing regungslos über ihren Köpfen, eine endlose Sekunde lang, dann fuhr sie mit einem lebhaften Fauchlaut nach unten,*

*und schließlich war sie umfungen von weichem Gewebe, das sie in sich aufnahm. Er starrte hin und sah den kleinen Fleck auf ihrer Bluse, der mit jeder Sekunde größer wurde.*

*»Nein!«, schrie er. »Nein, das darf nicht sein! Bitte nicht!« Er nahm ihre Hand und drückte sie, doch sie war schon beinahe zu schwach, um den Druck erwidern zu können. Ihre Beine knickten ein, ihre Augen verloren jeglichen Glanz, als wäre ein Knopf für ganz besondere Anlässe betätigt worden. Er hielt sie in seinen Armen und ließ sie vorsichtig zu Boden gleiten. Ihr Atem ging hastig und flach.*

*»Sei nicht traurig, mein Lieber!«, sagte sie mit einem zitternden Lächeln, während seine Tränen auf sie hinabstürzten.*

*Doch!, wollte er sagen, ich bin traurig! Doch kein Wort kam über seine Lippen, seine Tränen machten jedes Wort überflüssig. Noch während sie ihre letzten Atemzüge tat, wurde er von einer unglaublichen Welle aus Trauer übermannt, die ihn schier fortzureißen versuchte. Er wimmerte und weinte, während ihr Leben erlosch, er schrie und weigerte sich zu sehen, worauf seine Augen starrten.*

Mit einem leisen Aufschrei fuhr Ben Fuller in die Höhe, den Geschmack von Tränen auf seiner Zunge. Schwer atmend blickte er auf sich, und unendlich langsam sickerte die Wirklichkeit in seine aufgepeitschten Sinne zurück.

»Komm zu dir, Ben!«, hörte er eine Stimme zu seiner Linken sagen. Er blickte hinüber und sah Stefan Crenz, der ihn mit Sorge ansah, dann wieder seinen Blick der Autobahn widmete, auf der sie dahintrasteten. »Wieder okay?«

Ben Fuller nickte und fuhr sich mit beiden Händen über das tränennasse Gesicht. »Ein Traum!«, sagte er mit einer Stimme, die nicht ihm zu gehören schien.

»Stephanie?«

Ben nickte, was Crenz nicht sehen konnte, daher sagte er mit resignierender Stimme: »Ja, ich hab von ihr geträumt. Wie beinahe immer.« Nach außen hin hatte er ihren Tod gut verarbeitet. Er stürzte sich mit Vehemenz auf die Aufgaben, die der Tag brachte, und wirkte bald wieder gefestigt und mit Lebens-

freude erfüllt wie zu Stephanies Lebzeiten, doch hinter dieser Fassade heulte der pure Schmerz in ihm, er nagte unerbittlich an ihm wie Karies an einem Zahn. Ben konnte ihn nur betäuben und verdrängen, doch niemals schwand er. Er lauerte immer auf seine Chance, und die bekam er, wenn Ben schlief, dann schlich er sich in seine Sinne und verrichtete seine verstörende Arbeit. Und es kam Ben nicht so vor, als würde es jemals besser werden. Nichts half ihm, diesen Schmerz in Schach zu halten: keine Gespräche, keine Arbeit, keine Medikamente. Es gab nur eine vordergründige Linderung der Qual, aber als nachhaltige Hilfe versagte alles. Der Schmerz kam wie ein gut dressierter Hund immer wieder zurück und ließ ihn als schluchzendes Bündel erwachen.

Er vermisste Stephanie so sehr, dass er manchmal glaubte, den Verstand zu verlieren. Die Lücke, die sie in seinem Leben hinterlassen hatte, klaffte als offene Wunde tief in ihm, die niemals zu bluten aufhörte. Er machte sich Vorwürfe, dass sie sich für ihn geopfert hatte. Die Klinge, von ihrer Hand geführt, hätte in Bens Leib fahren sollen, doch Stephanie hatte den Totengeist, der in ihr kauerte, übertölpelt und sich selbst geopfert, und damit war auch der mörderische Spuk vorbei.

*Warum?*, dachte er wieder und immer wieder, *warum nur?*

Mit verzerrtem Gesicht blickte er aus dem Fenster auf seiner Seite und sah, dass sie nicht mehr weit von Trier entfernt waren. Er hatte einen Teil der Fahrt von Köln verschlafen; im Flugzeug, das sie zurück nach Deutschland gebracht hatte, war es ihm noch gelungen, wach zu bleiben, doch die Eintönigkeit der Autofahrt hatte ihn schließlich übermannt und den Automatismus in seinem Innern in Gang gebracht. Das Grauen kam zuverlässig zu ihm zurück und kroch aus den dunklen Nischen seines Geistes.

»Ich kann sie einfach nicht vergessen, weißt du«, murmelte er nach einer Weile des Schweigens. »Ich frag mich immer, wie ich das hätte verhindern können. Ich denke immer daran,

was ich möglicherweise übersehen habe. Irgendetwas muss ich übersehen haben.« Überrascht schwieg er, als Stefan Crenz ihm seine Hand auf den Unterarm legte.

»Du hast nichts übersehen, und du sollst sie nicht vergessen«, sagte er eindringlich, während er für zwei, drei Sekunden den Blick von der Straße nahm und zu Ben Fuller hinüberschaute. »Würdest du sie vergessen, dann wäre das ihr nochmaliger Tod. Was sie getan hat, ihre Opferung dir zuliebe, mag für dich eine schlimme Sache sein, aber für mich klingt es so, als sei sie der beste Mensch auf Erden gewesen. Leider hab ich sie nie kennengelernt.« *Nur ihren Leichnam hab ich gesehen*, dachte er. »Ich hätte sie sehr gerne kennengelernt. Was sie getan hat ... die Kraft, die sie in diesem Moment bewiesen hat ... das macht sie in meinen Augen zu einem großartigen Menschen, Ben. Vergiss sie nicht, denke an ihre Kraft, mit der sie in der Lage war, dich zu beschützen.«

»Ich vermisse sie so sehr«, murmelte Ben.

Stefan nickte, ohne ihn anzusehen, und dann schwiegen sie, während beide ihren Gedanken nachgingen. Hin und wieder wurde das eintönige Geräusch des Motors von Ben Fullers Schniefen unterbrochen, aber er fühlte sich bereits wesentlich besser. Crenz' Worte hallten in ihm nach. Natürlich wollte er Stephanie nicht vergessen, und genau das war vielleicht sein ganzes Problem. Denn an sie zu denken, bedeutete für ihn, Schmerz zu erleiden. Das Einzige, was er wollte, war, dass sie wieder lebte und zu ihm zurückkehrte, und dieser Schmerz machte die Qual erst perfekt. Darüber sagte er nichts, auch wenn die Gelegenheit nun günstig gewesen wäre. Er wusste nicht genau, was er befürchtete, wenn die Worte gesagt wären. Käme er sich dann dumm vor oder entblößt? Vielleicht machte das Geständnis ihn auch zum einsamsten Mann auf dieser Welt.

Als sie bei Schweich die Autobahn verließen, war die Gelegenheit, Stefan Crenz mehr über seine Empfindungen zu er-

zählen, fürs Erste verstrichen, und ein aufgewühlter Teil in Ben Fuller bedauerte diesen Umstand. Der rationale Teil tröstete ihn mit der Einsicht, dass es noch viele gemeinsame eintönige Autofahrten gäbe, während denen er das Versäumte nachholen konnte.

Nach einer Weile schüttelte er den Kopf und wandte sich mit neuer Energie, deren Quelle ihm nicht klar war, an Stefan: »Was hältst du von der These dieses Schreiberlings?«

Stefan stieß ein schnaubendes Geräusch aus. »Unmöglich einzuordnen. Das Verwunderliche ist ja, woher der Typ – wie war sein Name noch? – auf diese Idee kam. Wenn er tatsächlich recht haben sollte, würde dies die Erklärung für diesen seltsamen unterirdischen Gang und die Verschleppung Jostens sein. Nur kann ich mir nicht vorstellen, dass Ghule unbemerkt in der Nähe oder sogar direkt unter einer Stadt leben sollen.«

»Meininger heißt der Mann. Wir sollten versuchen, mehr über ihn und seine Idee herauszufinden. Ich finde, das passt leider sehr genau in diese Geschichte. Wer sonst sollte dort Josten entführt und seine Frau angegriffen haben? Wer lebt dort unten? Dort ist nichts außer Dunkelheit und Kälte und Nässe. Aber warum hat die Frau den Angriff überlebt? Sie ist eine wichtige Zeugin; ohne ihre Aussage wäre niemand auf die Vorkommnisse aufmerksam geworden, zumindest nicht so schnell. Dass sie flüchten konnte, muss einen Sinn haben, denke ich.«

»Vielleicht bekam der Entführer Skrupel«, mutmaßte Stefan, jedoch schüttelte er im nächsten Moment seinen Kopf. »Aber das ist nicht sehr wahrscheinlich.«

Für den Rest der eintönigen Fahrt hingen sie ihren eigenen Gedanken nach. Gegen fünfzehn Uhr erreichten sie Schweich, einen im Moseltal gelegenen Ort, und fuhren wenige Minuten später an einem geschlossenen Freibad vorbei; nicht weit davon entfernt lag die Polizeiinspektion. Sie hielten auf dem Parkplatz und Stefan Crenz rieb sich müde die Augen. Sie hat-



ten sich keine Verschnaufpause gegönnt und waren, kaum dass sie in Düsseldorf landeten, nach einem kurzen Abstecher über Köln, wo Crenz sich von seiner Familie verabschiedete, Richtung Mosel gefahren.

Sie meldeten ihren Besuch an und mussten keine zwei Minuten warten, bis Polizeihauptkommissar Fechner die Treppe hinunterkam und sie schon von Weitem begrüßte und heranzwinkte. Ben Fuller war es recht, dass sie keine Zeit mit Floskeln vergeudeten. Baptistes Worten zufolge konnte angenommen werden, dass der Verschwundene durchaus noch am Leben war.

Sie folgten dem annähernd zwei Meter großen Mann, der mit raumgreifenden Schritten die Treppe im Spurt hinauf lief. In Fechners Büro befanden sich zwei Schreibtische; sein Kollege war im Augenblick nicht am Platz, jedoch war sein Computer eingeschaltet.

»Möchten Sie einen Kaffee?«, fragte er seine Besucher.

»Das wäre nett«, antwortete Ben Fuller.

Fechner verließ das Büro und sie hörten ihn im Raum nebenan hantieren. Mit drei Bechern in seinen Pranken kam er zurück. Vorsichtig stellte er die Becher auf den Tisch.

»Milch? Zucker?«

Beide Agenten schüttelten den Kopf.

»Was können Sie uns berichten?«, erkundigte sich Stefan Crenz nach einigen Sekunden des Schweigens. Er verzog anerkennend das Gesicht, als er einen Schluck des Kaffees trank, der ausgezeichnet schmeckte.

Fechner schob ihnen jeweils ein Foto zu, das einen Mann zeigte. »Dies ist Ralf Josten, der auf mysteriöse Weise verschwand, als er zusammen mit seiner Frau und einem Hund einen Spaziergang machte. Laut seiner Frau Elke brach er urplötzlich mit dem linken Bein durch den Boden, der sich unter ihm auftat. Es gelang ihm nicht, sich zu befreien, und auch seine Frau, die ihm zu Hilfe eilte, konnte ihm nicht helfen. Dann,

so Frau Jostens Aussage, spürte er eine Berührung an seinem linken Fuß, und dann wurde er mit brachialer Gewalt durch das Loch oder den Spalt gezogen. Offensichtlich zog er sich dabei erhebliche Verletzungen zu; ein Bruch seines rechten Beines ist nicht auszuschließen. Frau Josten blickte in die Tiefe und glaubte, eine Gestalt zu erkennen, die sich über Ralf Josten beugte. Sie war mutig – oder leichtsinnig – genug, in die Tiefe zu springen, um ihrem Mann, der in diesem Moment noch bei Bewusstsein war, zur Seite zu stehen. Doch wenige Meter von jenem Loch wurde die Dunkelheit undurchdringlich, und dann wurde sie von dem Entführer angegriffen und verletzt. Sie verlor für kurze Zeit das Bewusstsein. Als sie erwachte, war von dem Entführer nichts mehr zu hören, und sie wusste, dass sie allein war. Eine Verfolgung musste sie ausschließen, daher machte sie sich auf den Rückweg. Sie informierte sofort die Polizeiwache in ihrem Wohnort Fell, wo ihre Aussage aufgenommen wurde. Anschließend wurde sie in ein Krankenhaus gebracht, wo man sich um ihre Verletzungen kümmerte, die sich jedoch nicht als schwerwiegend erwiesen. Frau Josten befindet sich wieder in ihrer Wohnung.«

Der Kommissar schob ihnen einen Zettel hinüber, auf dem die Adresse der Jostens stand. Fuller steckte ihn in die Hemdtasche. »Was wurde von Ihrer Seite unternommen? Immerhin sind bereits etliche Stunden verstrichen.«

Fechner verzog das Gesicht, als gefalle ihm dieses Thema nicht. »Mehr als vierundzwanzig Stunden, um genau zu sein. Eine Suche wurde abgeblasen, bevor sie überhaupt bis zu Ende organisiert werden konnte. Der Gang, der übrigens nur ein Teil eines umfangreichen Labyrinths zu sein scheint, wurde als akut einsturzgefährdet eingestuft. Immer wieder stürzen Teile der Decke, die ja nur aus Erdreich besteht, hinunter. Niemand kann garantieren, dass ein Suchtrupp nicht verschüttet wird. Das ist eine lebensgefährliche Lage.«

Fuller und Crenz schauten sich an; diese Aussage klang

nicht besonders verheißungsvoll.

»Mittlerweile wurde der Teil des Ganges, in dem Elke Josten sich aufhielt, stabilisiert, sodass dort wohl keine Gefahr mehr droht«, fuhr Fechner nach einigen Sekunden fort. »Nur sind die Experten der Meinung, dass das gesamte Geflecht aus Gängen, das sich dahinter auftut, recht labil sein könnte. Es würde Tage oder vermutlich Wochen dauern, bis man dort alles gesichert hätte.«

»Welche Erklärung haben Sie überhaupt für diesen unterirdischen Gang?«, fragte Ben Fuller.

»Keine«, lautete die lapidare Antwort. »Niemand, mit dem ich gesprochen habe, hat eine plausible Erklärung. Er ist eindeutig von Menschenhand erschaffen, wenngleich über einen langen Zeitraum und immer wieder ausgebessert. An einigen Stellen ist er so hoch, dass man – selbst ich – bequem aufrecht stehen kann, dann wieder kommt man nur kriechend voran, was die Sache für Sie leider nicht einfacher macht. Dies haben zwei Männer des Suchtrupps herausgefunden, die sich tiefer in den Schacht hineinwagten; ein leichtsinniges Unterfangen, wenn Sie mich fragen. Sie können sich vorstellen, dass der Boden stellenweise ein einziger Morast ist, durch den Sie sich hindurchkämpfen müssen; außerdem behindern die Wurzeln der Bäume das Vorankommen. Es ist dort eine waldreiche Gegend. Möglicherweise kommen auch Ratten und Fledermäuse hinzu.« Er zuckte mit den Schultern und wirkte einen Moment lang vollkommen ratlos. »Wie Sie vielleicht wissen, lebte die Gegend hier einst vom Schiefer, der im Bergbau gewonnen wurde. Die Abhängigkeit war derart groß, dass es viele Jahrzehnte dauerte, bis man Alternativen fand, die das Leben wieder einigermaßen einträglich machten. Falls Sie Zeit haben, schauen Sie sich doch einmal im Besucherbergwerk in Fell um. Sie werden dort erstaunliche Dinge erfahren.«

Crenz grinste. »Leider werden wir wohl nur wenig Zeit haben, um auf touristischen Pfaden zu wandeln.«

»Was ist mit den alten Bergwerkstollen?«, fragte Fuller. »Bestimmt sind doch nicht mehr alle zugänglich, oder?«

»Nein, gewiss nicht. Einige sind offen, andere geschlossen, viele aber auch verschüttet. Die ganze Gegend ist löchriger als ein Schweizer Käse. Meine Überlegung geht, so nehme ich an, in eine ganz ähnliche Richtung wie auch Ihre, Herr Fuller. Der Gang, in den Josten unglücklicherweise stürzte, ist letztlich nur eine Ausweitung der alten Stollen. Wenn das so ist, dann haben wir - beziehungsweise Sie - ein richtig großes Problem.«

Die beiden Besucher schauten ihn fragend an.

»Nun, erstens dürfte es schwierig werden, lesbare Pläne zu finden, aber sicher ganz unmöglich ist, einen zuverlässigen Führer zu finden, der Sie auf dieser Höllentour begleiten könnte. Entweder sind die Kenner dieser unterirdischen Welt so alt, dass diese Tour ihnen nicht zuzumuten ist, oder sie sind längst verstorben. Und allein können Sie da nicht runter. Sie kämen nie wieder rauf ans Sonnenlicht. Zumindest nicht lebendig.«



Auf der Fahrt in den kleinen Ort Fell berieten sie sich, wie sie weiter vorgehen sollten. Fechners Worte hatten wenig Verheißungsvoll geklungen, sodass sie beinah zum Schluss gelangen konnten, er wolle sie unbedingt von ihrem Vorhaben abbringen, in die Tiefe zu steigen. Zum Abschied hatte er den beiden Agenten noch die Adresse eines Bergbauexperten genannt, der ihnen weiterhelfen konnte. Alois Reichardt hieß der Mann, ehemaliger Arbeiter unter Tage, später Führer im Besucherbergwerk, nun seit vielen Jahren im Ruhestand.

Doch bevor sie den Mann aufsuchten, wollten sie mit Elke Josten sprechen. Möglicherweise konnte sie sich in der Zwischenzeit an weitere Details erinnern, die mit dem Verschwinden ihres Mannes zusammenhingen.

»Ob ihr Mann noch am Leben ist?«, fragte Stefan Crenz in die Stille hinein, die in den letzten Sekunden entstanden war und nur hin und wieder von der unsympathischen männlichen Stimme des Navigators unterbrochen wurde, der sie zu ihrem Ziel führte.

»Die Chancen stehen nicht gut, fürchte ich«, entgegnete Ben. »Entscheidend ist natürlich die Frage, warum das alles passiert ist. Wer hat den Mann verschleppt? Das muss ja einen Grund haben. Mir kommt das alles äußerst mysteriös vor, vor allem das Erscheinen dieser seltsamen Gestalt, von der anscheinend niemand etwas wissen will. Welche Bewandnis hat es mit diesem Gang oder Schacht, wer hat ihn geschaffen? Beinah sieht es mir danach aus, als habe Meininger mit seiner

These doch nicht so ganz unrecht.« Ben Fuller zuckte mit den Schultern und blickte zu seinem Partner hinüber, der hinter dem Steuer saß. »Im Moment fehlen uns die Fakten, ganz gleich, in welche Richtung wir schauen. Ich hoffe, dass Josten noch am Leben ist, aber eigentlich bezweifle ich das.«

Crenz brummte zustimmend. »Vielleicht wird man herausfinden, dass das zögerliche Verhalten der Behörden der Hauptgrund dafür ist, dass er mittlerweile tot ist.«

»Solange man nicht weiß, ob der Gang hält oder nicht, wird man sicher kein allzu großes Risiko eingehen wollen. Immerhin hat man mittlerweile die ersten Meter des Ganges stabilisiert, sodass dort relative Sicherheit besteht, aber niemand kann sagen, was geschieht, wenn man ihm weiter folgt. Wer will da als Freiwilliger schon runter?«

»Willst du es?«, fragte Crenz leise.

Ben Fuller schwieg eine Weile, bevor er zur Antwort ansetzte, die knapp ausfiel, da sie in diesem Augenblick vor dem Haus der Jostens hielten. »Nein, absolut nicht; doch wir sind keine Freiwilligen, also werden wir es wagen.«

Das Heim der Jostens war ein kleines, von außen sehr hübsches Einfamilienhaus, das in einer ruhigen Gegend stand. Ein kleiner Vorgarten, in dem man nach dem langen Winter noch nichts getan hatte, zierte die Front des weiß getünchten Gebäudes.

»Sehr hübsch«, sagte Ben Fuller, als sie den schmalen Weg, der sich durch den Vorgarten schlängelte, zur Tür gingen, die in einem dunklen Grün gestrichen war. Sie lauschten der Glocke, die drinnen anschlug, dann wurde nach wenigen Sekunden die Tür geöffnet, obwohl sie keine Schritte gehört hatten.

Sie sahen sich einer Frau gegenüber, deren Äußeres die beiden Männer für einen Augenblick erschreckte. Das Gesicht, das sie vom Foto aus der Akte kannten, hatte die weichen Linien einer warmherzigen Person gezeigt, die offenbar gerne lachte. Die Trauer um ihren vermissten Mann hatte tiefe Lini-

en in Elke Jostens Gesicht gegraben, sodass ihre Züge herb und düster, beinah hässlich wirkten. Die Haut war merkwürdig blass und durchscheinend und sehr rissig, als sei sie vollkommen vertrocknet und würde im nächsten Moment vom Fleisch platzen. Unzweifelhaft litt Elke Josten an einer schweren Hautkrankheit; die Verzweiflung, die sie empfinden musste, trug gewiss nicht zur Linderung bei. Ihre Augen, auf dem Foto noch leuchtend blau, ähnelten nun farblosen Inseln und waren weit geöffnet. Sie trug ein Kopftuch mit unpassendem Sonnenblumenmuster. Betrachtete man überdies die unsaubere Kleidung, die sie trug, dann gelangte man zu dem Schluss, dass die Frau in die vollständige Verwahrlosung abdriftete.

»Sind Sie Elke Josten?«, fragte Ben Fuller, der zuerst seine Sprache wiederfand.

Die Frau nickte und bat sie herein, nachdem Ben sie beide vorgestellt und den Grund ihres Kommens erklärt hatte.

Sie wurden argwöhnisch von einem Hund beäugt, der sich jedoch bald wieder trollte, als er sicher war, dass keine Gefahr drohte. Elke Josten bat sie, Platz auf der Couch im Wohnzimmer zu nehmen, bot ihnen jedoch nichts an. Insgeheim war Ben erleichtert darüber, denn es wäre ihm schwergefallen, Kaffee aus einer Tasse zu sich zu nehmen, die diese Frau in ihren Händen gehalten hatte. Das Haus war erfüllt von dem aufdringlichen Duft eines Raumsprays, das zu reichlich versprüht worden war. Es kam Ben so vor, als sei dies erst geschehen, nachdem sie geklingelt hatten.

»Bitte erzählen Sie uns, was geschehen ist«, bat Stefan Crenz. Immer wieder blickte er auf die Hände der Frau, die zum Teil von den zu langen Ärmeln eines Pullovers verborgen waren. *Sie ähneln eher Pranken*, dachte er schauernd. Die Nägel wuchsen lang aus den ungemein kräftigen Fingern heraus, sodass er sie mit Klauen verglich. Welche Empfindungen mochten Ralf Josten durch den Kopf geschossen sein, wenn er neben dieser Frau im Bett lag. Konnten Hände wie diese streicheln und lieb-

kosen, konnten diese Augen liebevoll blicken? Stefan bezweifelte das.

Sie lauschten Elke Jostens Worten, die wenig Neues ergaben. Auch die Beschreibung des Angreifers blieb lückenhaft, da die Frau ihn nur vage hatte sehen können. Sie beschrieb ihn als großen, muskulösen Schatten. »Es ging alles so schnell«, erklärte sie. »Und ich war in Panik.« Sie verschwieg, wie zuvor auch schon bei der Aussage auf der Polizeiwache, dass der Angreifer unbekleidet und weiblich gewesen war. Erneut war sie sich nicht im Klaren darüber, welchen Grund ihre Verschwiegenheit haben mochte.

»Glauben Sie, dass Ralf noch lebt?«, fragte sie, als sie ihren unergiebigen Bericht beendet hatte. Der Blick ihrer blassen Augen haftete starr auf den beiden Männern. Es war seltsam, dachte Ben und erschauerte, aber beinahe schien es so, als wäre das Gesicht der Frau in den wenigen Minuten ihrer Bekanntschaft nochmals verhärmt worden. Er sah tiefe Gräben an der Stirn, die ihm vorher so nicht aufgefallen waren, und die Lippen waren so bleich, dass sie eins wurden mit dem spröden Fleisch. Wurde man hier Zeuge eines rasanten Verfalls?

Ben riss sich zusammen und beantwortete ihre Frage. »Das wissen wir nicht. Es wäre möglich, aber vielleicht ist es besser, wenn Sie sich auf das Schlimmste vorbereiten. Wir werden ihn auf jeden Fall ans Tageslicht schaffen, das versichern wir Ihnen.« Woher diese Gewissheit kam, blieb sein Geheimnis.

»Da unten sind alte Bergwerkstollen«, sagte Elke Josten, »dort werden sie ihn nie finden.«

»Das lassen Sie mal unsere Sorge sein. Wir haben durchaus schon einen Plan, wie wir das bewerkstelligen können.«

Beide Männer hatten es eilig, aus dem erschreckenden Bannkreis dieser Frau zu gelangen; daher war der Rest des Gesprächs schnell damit abgetan, dass sie einander versicherten, in Kontakt zu bleiben. Die Hände reichten sie sich zum Ab-



schied nicht; dies war offenbar eine unausgesprochene Übereinkunft zwischen ihnen. Bevor die Tür hinter ihnen zuschlug, reichte Ben Fuller der Frau eine Karte des Hotels, in dem sie wohnten. »Hier können Sie uns erreichen, falls Ihnen noch etwas einfällt.« Er schrieb seine Handynummer auf die Rückseite.

»Welchen Plan meinstest du vorhin?«, fragte Stefan, als sie das Haus verließen.

Ben Fuller zuckte mit den Schultern. »Der existiert noch nicht einmal im Ansatz, aber irgendwas Ermutigendes mussten wir ihr ja sagen.«

»Was hältst du von ihr? Hast du ihre Hände gesehen?«

»Himmel, ja. Sie erinnerten mich an Klauen. Meinst du, es ist eine Hautkrankheit?«

»Darauf würde ich tippen.«

»Ich frage mich ...«

»Ja?«

»Wie hält man das aus? Als Lebenspartner, meine ich. Das ist doch eine Situation, an der man verzweifeln muss, oder nicht? Zu sehen, wie die eigene Frau mehr und mehr zu einem leibhaftigen Unhold wird. Was hält einen dann noch?«

Sie stiegen schweigend in ihren Wagen. In dem Haus der Jostens regte sich nichts, auch sonst war auf dieser Straße kein Mensch zu sehen. »Vielleicht ist es die Liebe, die einen hält«, murmelte Stefan, aber er klang wenig überzeugt.

\*

Noch Minuten, nachdem die beiden Männer aus ihrer Wohnung verschwunden waren, starrte Elke Josten auf die Haustür. Ein merkwürdiges Gefühl beschlich sie, doch sie konnte es nicht zuordnen. Gab es noch Hoffnung für Ralf? Soweit sie wusste, waren jegliche Bemühungen, ihn zu suchen, sehr bald eingestellt worden. Doch was sollten die beiden Besucher aus-

richten, wenn ein ganzer Trupp Experten nicht vorankam?

Unhörbar kam Errol heran und schnüffelte an ihrer Hand. Erst zuckte Elke zusammen, dann besann sie sich und tätschelte den Kopf des Hundes, der mindestens ebenso unter dem Verschwinden Ralf Jostens litt wie sie selbst.

»Es wird alles gut«, murmelte sie, doch sie nahm ihre Worte selber überhaupt nicht wahr, und sie hätte ihnen vermutlich auch keinen Glauben geschenkt. Was ging nur mit ihr vor? Sie hatte die erschrockenen und irritierten Blicke der Besucher natürlich bemerkt. Elkes Hände hingen aufgedunsen und bleich an den Armen, die Nägel schienen stündlich merklich zu wachsen und hatten nicht mehr das Mindeste mit den leidlich manikürten Nägeln einer Frau zu tun. *Wie Werkzeuge*, dachte Elke Josten, hob eine Hand vor ihr Gesicht und betrachtete sie mit angewidertem Gesichtsausdruck, *das sind Werkzeuge, die dazu da sind, in dunklen Schächten zu graben. Die Hände von Frankensteins Monster.*

Sie erschauerte bei dem Gedanken, und Errol, der ihre Erregung zu spüren schien, blickte verängstigt auf und stieß einen gequälten Laut aus, bevor er sich umwandte und verschwand. Sie hörte ihn in der Küche rumoren und dachte daran, dass sie das Tier seit den schrecklichen Geschehnissen weder mit Futter noch mit Wasser versorgt hatte. Für eine Sekunde empfand sie die Last ihres schlechten Gewissens, bevor sie es abschüttelte. Sie hatte einfach keine Kraft mehr für weiteren Kummer.

Als es an der Haustür klingelte, zuckte Elke Josten zusammen, als habe ein Schlag sie getroffen. Errol kam aus der Küche gerannt und kläffte die Tür an, bis Elke ihn harsch zur Ruhe rief, wohl wissend, dass der Besucher draußen den leicht hysterischen Ton in ihrer Stimme bemerken musste. Es konnten nur die beiden Männer von vorhin sein, die wahrscheinlich vergessen hatten, sie etwas zu fragen, daher öffnete sie sorglos die Tür und war erstaunt, einen glatzköpfigen Frem-

den zu sehen, der sie zunächst voller Argwohn, dann jedoch mit einem feisten Grinsen anstarrte.

»Wer sind Sie?«, fragte Elke Josten und klammerte sich an die Tür, um zu signalisieren, dass sie dem Mann den Einlass verwehren wollte.

»Darf ich reinkommen?«, fragte der Mann mit einem leichten Lispeln zurück.

Elke Josten schüttelte den Kopf.

»Ich will aber reinkommen.« Er drückte gegen die Tür, und auf den glatten Kacheln des gefliesten Bodens fand Elke Josten nicht genügend Halt, um sich dagegen zu stemmen.

Erschrocken schrie sie auf. »Was soll das? Ich werde die Polizei rufen!«

Ein ersticktes Lachen drang aus dem Mund des Mannes, dessen Gesicht fast durchscheinend blass und aufgeworfen war. Hinter den schlaffen Hautfalten fühlte Elke sich von zwei glitzernden Augen angestarrt. Ein schlimmer Geruch ging von dem Einbrecher aus; er erinnerte Elke an schlechtes, verfaultes Essen.

Knurrend kam Errol angerannt und verbiss sich in die Kleidung des Eindringlings. Eher wütend als erschrocken wandte der Mann sich dem Vierbeiner zu, dann trat er mit erschreckender Wucht zu. Der Schuh traf den Hund seitlich am Kopf. Elke glaubte, ein Knirschen zu hören und wankte zurück, bis sie die Wand in ihrem Rücken spürte. Errol ließ den Eindringling los und trat unsicher zur Seite. Nochmals trat der Eindringling zu. Der Hund brach mit den Vorderläufen ein, konnte sich jedoch wieder fangen. Ein beinahe anklagender Blick traf Elke, als wolle er sie fragen, warum sie nichts tat. Wie ein Betrunkener wandte Errol sich um und torkelte mit gesenktem Kopf zurück zur Küche, doch bevor er die Schwelle erreichte, brach er erneut mit den Vorderläufen ein. Schwerfällig fiel er auf die Seite. Ein Geräusch wie ein ergebnes Seufzen drang aus seinem Maul, dann hörte sie nur noch ein hektisches und

verzweifeltes Atmen des Tieres.

»Sie ... Sie haben meinen Hund getreten«, flüsterte sie, ohne den Mann anzublicken. Sie schüttelte den Kopf; über diese Tat, aber auch über sich selbst. Warum fand sie keine anderen Worte, warum tat sie nichts, um sich aus dieser Lage zu befreien?

»Sie hätten ihn zurückpfeifen können. Der blöde Köter hat keine Manieren.«

»Was wollen Sie denn von mir?« Sie warf einen Blick auf ihren Hund, der im Halbdämmer lag und sich weiterhin ans Leben klammerte und sich doch immer weiter davon entfernte. Sein Atmen ähnelte einem Todeskeuchen. Dann schaute sie auf den Eindringling, sein hässliches Gesicht, das bleich und blass aus dem Dunkel stach, sie erfasste seine verwahrloste Kleidung, die schmutzig an seinem Körper hing, und schließlich blickte sie seine Hände an. Die Erkenntnis traf sie wie ein Schlag, als Elke bemerkte, dass sie so aussahen wie ihre eigenen Hände. Sie wirkten bei dem Mann sogar noch schauderhafter, die Nägel waren noch länger und vollkommen verdreckt. Ihre Augen weiteten sich, unter ihren Füßen schien sich eine finstere Grube zu öffnen, in die sie stürzte. »Sie ...« Sie schüttelte den Kopf, weil sie die Worte nicht fand, das Unausprechliche zu sagen. »Sie auch?«

Der Mann stieß einen kichernden Laut aus, dann leckte er sich mit seiner farblosen Zunge Speichel von den Lippen, hinter denen Elke Zähne erahnte, die lang und schief aus dem Zahnfleisch wucherten. »Ich sehe, Sie verstehen die Zusammenhänge. Sie und ich, wir haben die gleiche Bekanntschaft gemacht. Ich traf auf sie vor rund vier Wochen, seither verändere ich mich von Tag zu Tag. Doch nun, so scheint mir, ist der Prozess abgeschlossen.« Als er Elkes fragenden Blick bemerkte, fügte er hinzu: »Ich bin kein Mensch, aber auch nicht so wie *sie*.«

»Ich will nicht ... so werden!«, rief Elke Josten mit schriller

Stimme.

»Das wird Ihnen nicht erspart bleiben. Niemand wird Ihnen helfen können. Und es ist nicht so schlimm, im Gegenteil: Es ist besser. Es gibt keine Kälte mehr, keinen Schmerz, keine Angst, sondern nur noch die simple Existenz, wundervolles Sein, an dem wir uns Tag für Tag erfreuen können.«

»Aber das will ich nicht!«

»Finde dich damit ab, es gibt kein Zurück für uns. Du wirst mehr und mehr so wie ich. Und was ist verkehrt daran?« Er trat einen Schritt auf sie. »Es wird nur uns beide geben, für alle Zeiten.« Er berührte mit einer Hand ihre Schulter, mit der anderen ihre Brust, und Elke stieß einen Schrei aus. »Wehr dich nicht, das macht überhaupt keinen Sinn. Ich werde dir beibringen, wie dein Leben nun sein wird. Du wirst vieles lernen, du wirst anders leben. Dabei werd ich dir helfen.« Der Mann drückte seine Lippen auf ihre und schob seine Zunge in ihren Mund. Er spürte nicht, dass Elke ihn schlug und gegen die Knie trat. Sie musste würgen, als seine Zunge, die sich anfühlte wie ein nasser, kalter Wurm, sich immer weiter in sie hineinschob, und schließlich konnte sie nicht anders, als mit aller Macht zuzubeißen. Sie hörte ein Knirschen und spürte Blut, das aus seiner Zunge rann. Mit einem Quieken zuckte der Mann zurück und hielt sich eine Hand vor den blutigen Mund.

Er starrte sie böse an und Elke war sicher, dass er sich nun auf sie stürzen würde, um das zu vollenden, was ihm von Anfang an vorgeschwebt hatte, doch zu ihrer Überraschung verzog er seinen blutenden Mund zu einem Grinsen. »Du verstehst dich zu wehren, das ist gut. Das ist verdammt gut. Nur so überlebt man, hab ich recht?« Er spuckte Blut auf den Boden. Interessiert schaute er den roten Klecks an. »Was wollten die beiden Männer, die dich vorhin besucht haben? Die sahen aus wie Reporter.«

»Sie arbeiten mit der Polizei zusammen und sind hierher ge-

kommen, um meinen Mann zu finden.«

»Schnüffler also.« Nachdenklich nickte der Mann und murmelte etwas leise vor sich hin, das Elke Josten nicht verstand. »Das ist ein Problem. Weißt du, wo ich sie finden kann?«

Elke Josten zögerte mit der Antwort, doch dann wurde ihr klar, dass nur die Wahrheit ihr eine neue Chance eröffnen würde. Die beiden Agenten konnten vielleicht mit dem unheimlichen Eindringling fertig werden, nur sie konnten dafür sorgen, dass er Elke nicht mehr belästigte. »Sie wohnen im Feller Hof, ihre Zimmernummern stehen auf der Rückseite.« Sie reichte ihm die Karte, die sie von Ben Fuller erhalten hatte. Als sich ihre Hände berührten, zuckte sie erschrocken zurück.

»Sehr gut gemacht.« Der Mann warf einen Blick auf die Karte, dann schüttelte er den Kopf. »Sie werden leider keinen Erfolg mit ihrer Suche haben.«

»Wieso?«, fragte Elke. »Was ist mit Ralf? Wissen Sie, wo er ist? Wie es ihm geht? Lebt er noch?«

»Fragen über Fragen, Teuerste.« Der Unheimliche lachte. »Oh ja, er dürfte noch leben. Doch dort, wo er sich befindet, wird es ihm sicher nicht gefallen. Für mich ist es das Paradies, Teuerste, für deinen guten Ralf ist es eher eine schreckliche Welt aus Angst und Tod. Unsere Freunde lecken sich schon die Finger nach ihm, schätze ich.« Er stieß ein affektiertes Seufzen aus. »In dieser Hinsicht haben sie es besser als unsereins. Uns bleiben nur die verdammten Waldtiere, während sie sich an Menschen den Wanst vollschlagen können.«



Alois Reichardt war ein Mann jenseits der siebzig Jahre, aber er wirkte mindestens zehn Jahre jünger; von ihm ging eine Vitalität aus, die Ben Fuller bewunderte, als die beiden Agenten dem Mann in eine Art Arbeitszimmer folgten. Sie hatten telefonisch ihr Kommen angekündigt, und Reichardt hatte kein Problem damit gehabt, sie noch am heutigen Tag zu sehen.

Geduldig hörten Ben und Stefan Crenz sich die Ausschmückungen der unterirdischen Welt in diesem Gebiet rund um Fell an, dem Reichardt einen großen Teil seines Lebens gewidmet hatte. Früher war er Arbeiter unter Tage gewesen, nach seiner Pensionierung hatte er für rund fünf Jahre Touristen durch das offene Schaubergwerk geführt.

Als die Frage nach dem scheinbar nachträglich angelegten Gang aufkam, in dem Ralf Josten verschwunden war, machte Reichardt ein nachdenkliches Gesicht, das sich in ein Gitternetz aus tiefen Falten wandelte. Nachdenklich bemühte er sich um die richtigen Worte. »Ich muss Ihnen offen gestehen, ich weiß nicht, wie und wann dieser Gang entstand. Ich kann Ihnen auch keinen Grund sagen. Es kann auf jeden Fall nichts mehr mit dem ehemaligen Abbaugebiet zu tun haben. Hier wird kein Schiefer mehr abgebaut, es rentiert sich nicht mehr, schon lange nicht mehr. Die Frage, die ich mir permanent stelle, seit ich von dieser Sache gehört habe: Was geschieht dort?« Er blickte seine Besucher an. »Haben Sie dafür eine Erklärung?«

»Nein«, erklärte Ben Fuller knapp. »Es geht nicht nur um

den Gang, der uns eher nebensächlich erscheint. Viel wichtiger aus unserer Sicht ist, wer diese Gestalt war, die den offenkundig schwer verletzten Ralf Josten verschleppt hat. Dies müssen wir klären, und dies gelingt uns nur, wenn wir ihr versuchen zu folgen.«

Reichardt stieß einen eigentümlichen Laut aus, eine Mischung aus einem Lachen und einem Seufzer. »Diese Gestalt vergessen Sie besser schnell wieder, meine Herren. Dort unten wird es keine *Gestalt* geben. Glauben Sie ernsthaft, dort läuft Frankensteins Monster herum und entführt Menschen?«

»Nein, sicher nicht. Nur gibt es doch einige Fakten, die unumstößlich sind: Der Gang, für den niemand eine Erklärung hat, existiert, Josten stürzte hinein, er hat sich augenscheinlich schwer verletzt, sodass er sich unmöglich auf eigenen Beinen voranbewegen konnte. Spuren seines Sturzes sind nachweisbar; genauso finden sich Spuren von Elke Jostens Abstieg in den Stollen.« Ben Fuller lehnte sich auf seinem unbequemen Stuhl vor und blickte dem alten Mann tief in die Augen. »Und es fanden sich Spuren eines dritten Anwesenden sowie Schleifspuren im weichen Boden, die unzweifelhaft damit zu tun haben, dass der Unbekannte den schwer verletzten Josten mitgeschleift hat. Das sind die Fakten, Herr Reichardt, die sich nicht leugnen lassen. Von Frankensteins Monster hat niemand etwas gesagt. Aber irgendjemand hat sich dort unten häuslich eingerichtet, und wir wollen herausfinden, wer das ist und was er tut.«

Für einige Sekunden schwiegen sie. Im Arbeitszimmer, in dem es stickig war, tickte leise eine Uhr. »Nun«, begann Alois Reichardt, »vielleicht wurde dieser Gang irgendwann einmal geschaffen, um gewisse Dinge zu schmuggeln, wobei ich mir nicht sicher bin, welche verbotenen Waren einen solchen Aufwand rechtfertigen sollten. Einen unterirdischen Gang gräbt man nicht einfach so. Dies bedarf einer genauen Planung und exakten geografischen Kenntnissen, sonst fällt einem buchs-



täblich die Decke auf den Kopf.«

»Was in der Tat passieren könnte«, stimmte Stefan Crenz zu. »Ihre Theorie, dass der Gang mit Schmugglerware zu tun hat, ist nicht uninteressant; wir werden dem auf jeden Fall nachgehen. Worum wir Sie aber vordergründig bitten wollten, ist ...«

»Sie brauchen mich als Führer«, unterbrach Reichardt ihn mit einem Schmunzeln. »Sagen Sie es frei heraus.« Gleich darauf wurde er wieder ernst. »Das würde ich gerne machen, meine Herren, allerdings sollte Ihnen klar sein, dass es eine äußerst gefährliche Angelegenheit werden könnte. Was die offiziellen Bergwerkschächte angeht, sind längst nicht mehr alle Pläne von einst verfügbar, die den Verlauf darlegen. Viele dieser Schächte dürften mittlerweile auch unpassierbar sein; entweder weil sie eingestürzt oder mit Wasser vollgelaufen sind. Das geschah zum Teil schon vor Jahrhunderten. Also erwarten Sie keine freie Fahrt dort unten. Außerdem gibt es neben ihrer Gestalt, die Sie suchen, auch rechtmäßige Bewohner der Schächte, nämlich Ratten und Fledermäuse. Zwar bin ich im Prinzip bereit, Ihnen zur Seite zu stehen, allerdings bin ich kein lebensmüder Tölpel. Die wenigen Jahre, die mir hoffentlich noch bleiben, möchte ich nicht als Krüppel verbringen, nur weil ich mich zu einem Wahnsinnsausflug hab überreden lassen. Damit will ich Ihnen eines sagen: Sollte ich das Gefühl haben, dass es ab einem gewissen Punkt nichts mehr bringt, weil die Gefahr zu groß ist, dann kehre ich unverzüglich um, und das tue ich auch, wenn Sie beschließen sollten, weiterzuforschen. Das wäre dann ausschließlich Ihre Angelegenheit.«

Er deutete mit dem Zeigefinger seiner rechten Hand auf Fuller und Crenz und sagte: »Ist das für Sie in Ordnung?«

»Es klingt fair«, warf Crenz ein.

»Schön. Ich nehme an, heute wollen Sie nicht mehr hinunter?«

»Wir hatten vor, uns gleich im Anschluss mit den Gegebenheiten des Unglücksortes vertraut zu machen«, erklärte Ben.

»Das wird nicht sehr lange dauern, denken wir. Danach stünde einem Abstieg nichts mehr im Wege.«

»Sie wollen tatsächlich noch heute Abend runter?«

»Spricht etwas dagegen?«

Reichardt schüttelte den Kopf. »Da unten ist es immer Nacht. Ich bin nur überrascht von Ihrem Eifer, meine Herren. Sie vergeuden keine Zeit.«

»Da unten befindet sich ein Mensch, für den jede Minute zählt. Es ist schon eine Menge Zeit verstrichen; wir können uns nicht erlauben, noch länger zu zögern.«

Reichardt nickte und blickte auf seine Armbanduhr. »In Ordnung, das verstehe ich. Sagen wir um Mitternacht? Eine standesgemäße Zeit für eine solche Unternehmung, nicht wahr?« Er stand auf und verließ den Raum. »Warten Sie bitte einen Moment.«

»Ein interessanter Typ«, sagte Ben. »Zumindest hat er einen Standpunkt, auf dem er beharrt.«

»Es gefällt mir ganz und gar nicht, dass er mit an Bord ist. Er sagte uns, dass es gefährlich werden könnte. Aber an die wirkliche Gefahr glaubt er nicht. Das wird kein Zuckerschlecken.«

»Gewiss nicht. Aber wir werden schon auf ihn aufpassen«, beschwichtigte Ben. »Wir können es wohl nicht ohne ihn wagen. Seine Erfahrung ist unbezahlbar.«

Sie hörten Reichardts Schritte näherkommen und schwiegen. Der alte Mann schleppte allerlei Utensilien für ihren bevorstehenden Ausflug in die Unterwelt. Er legte gefütterte Regenjacken auf den Tisch sowie Grubenhelme mit Lampe. »Die Batterien haben ich gerade ausgewechselt.« Er schaltete eine der Lampen an und grelles Licht erfüllte den Raum. Außerdem hatte er Seile mitgebracht. »Ziehen Sie sich unbedingt warme Kleidung an«, sagte Reichardt, »Sie werden sie brauchen, wir machen keine Kaffeefahrt. Außerdem benötigen Sie natürlich Gummistiefel, die ich in der Kammer hab stehen lassen, da ich Ihre Größe nicht kenne. Außerdem sollten Sie Verpflegung

mitnehmen für den Fall, dass wir uns verlaufen oder unser Rückweg durch einen Einsturz verhindert wird. Um den Rest, also zum Beispiel Werkzeuge und Mittel für medizinische Versorgung, kümmere ich mich.«

Stefan und Ben schauten sich beeindruckt an. »Dann steht unserem Ausflug ja nichts mehr im Wege«, meinte Ben.



Kälte. Schmerz. Beide Empfindungen vermischten sich miteinander und wurden eins und pochten wie Eiswasser in seinen Gliedern, besonders in seinem rechten Bein, das wie ein totes Überbleibsel an seinem Körper hing. Ralf Josten konnte es nicht sehen, aber er fühlte es umso besser.

Sein rechter Arm hing über seinem Kopf und wurde von einer Fessel aus einem starren Band umfasst, die irgendwo über ihm und unerreichbar mit der Wand befestigt war. Überall vernahm er das Geräusch fallender Wassertropfen; ein Geräusch, das allein schon mürbemachte. Der Boden, auf dem zu sitzen er verdammt war, war feucht und unglaublich kalt. Die Nässe hatte seine Kleidung durchtränkt, und er hätte sie sich am liebsten vom Leib gerissen, doch selbst dazu war er nicht in der Lage.

Wie lange war er nun schon hier? Er hatte nicht den leisesten Anhaltspunkt, da er weder eine Uhr noch ein Handy bei sich hatte. Die undurchdringliche Dunkelheit, die ihn vollkommen blind machte, tat ihr Übriges, um seine Sinne zu täuschen.

Er schien in einer Kammer untergebracht zu sein, in der außer ihm niemand mehr war, zumindest war dies seine Annahme. Doch hin und wieder hörte er Laute irgendwo im Gang, mal nah, mal fern – Schritte und wirres Gegrünze. Anfangs hatte er um Hilfe gerufen, wohl wissend, dass es vielleicht besser wäre, sich stumm zu stellen. Doch er wollte Gewissheit. Die Schmerzen und die Kälte waren nicht länger zu ertragen.

Doch wer da in den Gängen umherwandelte, machte sich

nichts aus seinen Rufen, und Josten horchte längst nicht mehr in die Finsternis, wenn erneut etwas zu hören war. Mehr und mehr zog er sich in einen Kokon aus Lethargie zurück.

Er zitterte und gleichzeitig fühlte sich seine Stirn heiß an. Immer häufiger wechselten sich Wahrheit mit Traumszenen ab, und er vermochte zwischen ihnen kaum noch zu unterscheiden. Er konnte nie sagen, wie lange diese Zustände andauerten; ob Sekunden oder Minuten oder noch länger.

Unvermittelt schluchzte er auf und heiße Tränen rannen an seinen Wangen hinunter. *Was war nur geschehen*, dachte er in einem der seltenen klaren Momente, und warum war ausgerechnet ihm dieser Schrecken widerfahren? Er wollte zurück zu Elke. Vor wenigen Tagen hatte er für sie einen teuren Bildband über die Metropole New York gekauft, von der Elke seit Jahren schwärmte. Der Band lag noch im Kleiderschrank; Ralf hatte geplant, ihn ihr am Wochenende zu schenken, wenn der Alltagsstress sich verzogen hatte. Er hätte sie gefragt, was sie davon hielt, wenn sie einmal, vielleicht noch in diesem Jahr, gemeinsam nach New York reisten. Er sah Elkes Gesicht vor sich, wie ihre Verblüffung wahrer Freude wich. Doch der Bildband lag im Schrank und Elke würde ihn irgendwann finden, in einigen Wochen oder gar erst Monaten. Würde sie erahnen können, was seine Absicht gewesen war? Würde sie einen Moment lang innehalten, den Band an sich drücken und voller Wehmut an ihn, Ralf, zurückdenken?

Ralf schloss die Augen, hart prallte sein Hinterkopf gegen die raue Felswand. Er wollte einfach nur, dass dies alles aufhörte und er sein ganz normales Leben wieder aufnehmen konnte, er wollte in einem warmen Bett liegen und schlafen und von schönen Dingen träumen. Die Gewissheit, dass ihm dies wohl nicht mehr möglich war, ließ ihn für einige Minuten vollends die Fassung verlieren und er heulte und greinte wie ein kleines Kind. Die Kammer, in der er lag, war erfüllt von seinem Wehklagen. Die Tränen ließen nach einer Weile nach,

nicht jedoch seine Verzweiflung.

Und nicht die Angst und die Schmerzen.

Mit weit aufgerissenen Augen saß er in der Finsternis und lauschte den unregelmäßigen Lauten der zu Boden fallenden Wassertropfen.

\*

Polizeihauptkommissar Fechner hatte den Weg zur Unglücksstelle hinreichend präzise beschrieben, sodass Ben Fuller, der diesmal am Steuer saß, und Stefan Crenz ohne Probleme den Ort fanden, der mit rot-weißen Absperrbändern gesichert war und ruhig und verlassen vor ihnen lag.

Sie stiegen aus und näherten sich mit gebührendem Respekt der Einsturzstelle. Sie starrten dorthin, und auf Ben machte es den Eindruck eines riesenhaften Auges, das unschuldig zu ihnen aufblickte, als könne es all die Aufregung nicht verstehen. Nichts erinnerte daran, welche Tragödie sich vor Kurzem hier abgespielt hatte; nur das Absperrband, das im Wind flatterte, gab einen kleinen Teil des Geheimnisses preis. Ben wurde es mulmig zumute, wenn er daran dachte, sich durch ein unbekanntes Labyrinth zu quälen. Kühle Luft drang von unten empor, wie ein endloser Atemzug eines gewaltigen Wesens, das unter der Erdschicht kauerte; die Luft roch nach Moder und Feuchtigkeit.

Es war kühl und windig heute, und es wunderte die beiden Agenten nicht, dass sie alleine in dieser Gegend waren. Niemand sonst war zu sehen, nur aus der Ferne drang leises Hundegebell zu ihnen durch.

Stefan Crenz holte einen der Helme, die Alois Reichardt ihnen geliehen hatte, aus dem Kofferraum ihres Wagens und näherte sich mit vorsichtigen Schritten dem Loch. Sein Gesicht verriet die Anspannung, und immer wieder blieb er stehen, als lausche er, bevor er mit sachten Schritten weiterging. Schließ-

lich stand er am Rand der Einsturzstelle und leuchtete mit der am Helm befestigten Lampe in die Tiefe hinein. »Nichts zu sehen«, sagte er nach wenigen Sekunden. »Es geht nicht tief hinunter, der Boden ist feucht und recht schlammig.« Er wandte sich zu Ben Fuller herum, der einige Meter hinter ihm stand. »Alles sieht friedlich aus.«

»Was jedoch täuscht, wie wir wissen.«

»Dennoch würde ich gerne mal runter und mir einen ersten Eindruck verschaffen.«

»Wozu soll das gut sein?«

Crenz zuckte mit den Schultern. »Womöglich für gar nichts. Aber ich finde es besser, als Zeit unnötig verstreichen zu lassen. Ich will etwas tun.«

»Kann ich verstehen. Also gut, meinetwegen.« Ben machte einen Halbkreis und deutete auf die Bäume ringsherum. »Ich warte hier und schaue ...«

»Was ist?«, fragte Stefan Crenz, als Ben nicht weitersprach.

»Dort ist jemand!«, stieß Ben hervor, während er sich wieder Stefan zuwandte und so tat, als habe er nichts entdeckt. »Wir werden beobachtet.«

»Konntest du erkennen, von wem?«

»Nicht genau. Es ist ein Mann, der im Schutz einiger Bäume steht und zu uns rübergesehen hat. Ganz sicher sucht der keine Pilze. Ich wette, seine Aufmerksamkeit gilt uns.«

»Vielleicht ein Reporter, der sich genau wie wir hier einmal umschauchen wollte«, gab Crenz zu bedenken. »Oder jemand, der irgendwie mit dieser Sache zu tun hat.«

»Eben«, meinte Ben. »Es wäre doch ganz interessant herauszufinden, warum außer uns sich noch jemand hier herumtreibt. Ich werde mir den Burschen schnappen.«

»Ich komme mit.«

»Ich denke, das kriege ich gut allein hin. Er wirkt nicht gerade so, als sei er eine Sportskanone. Du kannst in der Zwischenzeit in die Unterwelt abtauchen und dort dein Glück versu-

chen. Wenn du wieder oben bist, präsentiere ich dir das Rätsel seines Besuchs.«

»In Ordnung«, stimmte Stefan zu. »Aber sei vorsichtig, immerhin könnte er bewaffnet sein.« Mit diesen Worten verschwand er in der Tiefe, nachdem er sich zuvor den Helm aufgesetzt hatte. »Alles in Ordnung hier«, klang seine Stimme dumpf von unten herauf.

Ben änderte seine Position ein wenig und gaukelte vor, er sei ganz auf den Unglücksort konzentriert, doch tatsächlich lugte er zu der Stelle, wo er den Beobachter entdeckt hatte. Immer noch kauerte der Mann hinter Bäumen und schaute in ihre Richtung, sein bleiches Gesicht ähnelte einem zurückgelassenen Lampion eines lange vergangenen Festes. Er befand sich kaum zwanzig Meter von ihnen entfernt. Ben Fuller war voller Zuversicht, den Typen zu erwischen; das Überraschungsmoment lag eindeutig auf seiner Seite. Er atmete mehrere Male tief ein und aus. Plötzlich setzte er zu einem Spurt an. Weiches Laub stob hinter ihm auf; eine Vogelschar flatterte erschrocken auf und machte ihrem Unmut mit Gekrächze Luft. Überall raschelte es im Unterholz.

Die Distanz hatte sich schon deutlich verkürzt, bevor sich der geheimnisvolle Beobachter aufrichtete. Er wich zurück, machte eine halbe Drehung, bevor er sich mit schwankenden und plumpen Bewegungen, die an einen Trunkenbold erinnerten, aus dem Unterholz kämpfte und zu rennen begann.

Immer wieder musste Ben Büschen und Ästen ausweichen und glitt hin und wieder auf Wurzeln aus, die versteckt unter der Laubdecke lagen, doch mit diesen Widrigkeiten musste auch der Flüchtende kämpfen. Er wirkte tatsächlich nicht besonders sportlich, sondern eher so, als sei er im Laufe der Jahre durch falsche Ernährung und Bewegungsmangel zu einer kurzatmigen Version eines gesunden Menschen geronnen. Ben blickte auf dicke Speckrollen im Nacken des Mannes, dessen vollkommen kahler Schädel ein verräterischer Makel in der



Dämmerung war. Und dennoch holte Ben nicht weiter auf; voller Verdruss musste er erkennen, dass der Unbekannte, nachdem seine Überraschung sich gelegt hatte, seinen Vorsprung sogar vergrößerte. Seine Beine trampelten in einem atemberaubenden Tempo zwischen den Bäumen und durch das Dickicht.

Ben holte das Letzte aus seinem Körper heraus und wich tiefen Ästen und garstigem Gestrüpp aus, doch er kam dem Flüchtenden nicht näher. Ein langer und dünner Zweig wischte Ben durchs Gesicht, die Haut begann sofort zu brennen. Über ihm flog ein Vogel daher und stieß einen lang gezogenen Laut aus, der in Bens Ohren wie höhnisches Gelächter klang. Ein kaum zu erkennender, mit Moos überzogener Baumstumpf ragte plötzlich vor ihm auf, und er sprang im letzten Moment mit einem großen Satz über das Hindernis hinweg. Der schlüpfrige Boden ließ ihn ins Straucheln geraten, was seinen Rückstand nochmals vergrößerte.

Er begegnete einer dreiköpfigen Familie, die wie erstarrt Zeuge der Verfolgungsjagd wurde. Das Kind, ein kaum fünfjähriger Junge, fragte seinen Vater, ob die beiden Männer miteinander Fangen spielten.

»Bestimmt«, antwortete der Mann, »das tun sie bestimmt.«

»Aber der Verfolger ist zu langsam. Er holt den anderen nicht ein.«

»Sieht so aus.«

Die frustrierende Erkenntnis, dass der Junge die Wahrheit längst erkannt hatte, stachelte Ben nochmals an, doch wie eine finstere Wand drängten immer mehr Bäume in sein Sichtfeld, sodass der Mann vor ihm manchmal mehrere Sekunden lang nicht zu sehen war, und langsam dämmerte ihm, dass er keine Chance hatte. Schwer atmend kam er zum Stehen und stemmte seine Arme in die schmerzenden Seiten. Aus der Ferne glaubte er Gelächter zu hören, doch sein hastiges Atmen klang so laut in Bens Ohren, dass er genauso gut einer Täuschung er-

legen sein konnte.

Fassungslos schüttelte Ben den Kopf. Er konnte kaum glauben, dass der Mann, der ihm vorhin noch so ungelenkt vorgekommen war, entwischt war. Verdrossen kehrte er um und ging bedeutend langsamer den weiten Weg zurück zu dem Einstieg, in dem vor wenigen Minuten Stefan Crenz verschwunden war.

\*

Stefan Crenz ging langsam den kalten, feuchten Gang entlang, der auf beiden Seiten mit Balken gestützt wurde. Zwar war das Licht der am Helm befestigten Lampe hell, dennoch bedauerte er es, dass er seine Datenbrille nicht bei sich hatte, die gleichzeitig als Nachtsichtgerät diente und hier eine vortreffliche Hilfe gewesen wäre. Das Gerät lag gut verstaut im Hotelzimmer. Wichtiger war jedoch, dass er seine Pistole bei sich trug, eine Glock 35, die er, mit Ausnahme während ausufernder Trainingsstunden, noch nie verwendet hatte. Stefan rechnete nicht damit, dass sich daran in den nächsten Minuten etwas änderte, doch ausschließen konnte er es nicht.

Er stapfte durch den Schlamm am Boden, der so weich war, dass er mit jedem Schritt ein wenig einsank und seine Schuhe ruinierte, was er mit einem leisen Fluch zur Kenntnis nahm. Er konnte hier einigermaßen aufrecht stehen, lediglich die Wurzeln der Bäume drangen gelegentlich so tief in den Schacht ein, dass er doch hin und wieder gebückt voranging. Es war nicht vollends still hier, doch beschränkten sich die Geräusche, die an seine Ohren drangen, an das unentwegte Fallen von Wassertropfen und das Heulen des Windes. Die Kälte, die dieser Luftzug mit sich brachte, war immens; Stefan schätzte die Temperatur auf kaum mehr als zehn Grad. Jemand, der ohne wärmende Kleidung hier ausharren musste, bekam schnell ein ernsthaftes Problem.

Einige Meter von ihm entfernt machte der Gang einen Rechtsknick. Bis dorthin wollte Stefan sich vorantasten. Es machte keinen Sinn, mehr erkunden zu wollen.

Vor sich sah er schwach Spuren im mit Wasser vollgesogenen Boden, als sei eine Last fortgezerrt worden. Auch Fußstapfen waren zu erkennen. Er ging in die Hocke und inspizierte einen relativ deutlichen Abdruck. Im grellen Schein der Lampe wurde er aus dem Dunkel gerissen. Auch wenn Stefan kein Anzeichen einer Überraschung zeigte, so war er doch maßlos verblüfft, was auf zwei Tatsachen zurückzuführen war. Der Entführer war barfuß unterwegs gewesen, da eindeutig der Abdruck eines nackten Fußes zu erkennen war, was bei den hier herrschenden Temperaturen ungewöhnlich war. Die zweite Entdeckung erschien ihm hingegen noch gravierender: In dem Abdruck waren eindeutig lediglich vier Zehen zu sehen, die allerdings alle vier eine beinahe identische Länge aufwiesen.

Ein Schauer rann ihm den Rücken herunter. Von welchem Wesen wurden die Gänge hier bevölkert?, fragte er sich. Die seltsame These des verschwundenen Reporters ging ihm durch den Kopf, und diesmal sah er sie in einem anderen Licht. Plötzlich glaubte er, dass Meininger vielleicht recht gehabt hatte.

Plötzlich glaubte er jenseits der Biegung etwas zu hören, doch konnte er diesen Laut nicht zuordnen, und als er sich nicht wiederholte, glaubte er an eine Täuschung seiner überreizten Sinne. Doch war ihm die Lust vergangen, noch weiter voranzugehen. Er beschloss, zur Öffnung zurückzukehren.

Stefan richtete sich auf und fühlte die kalten und nassen Finger der Wurzeln über seinen Nacken streichen. Erschrocken zuckte er zusammen. Eilig ging er zurück, den Blick starr auf den mattgrauen, kaum noch sichtbaren Fleck des abendlichen Lichts gerichtet, das von draußen hereindrang.

Wieder vernahm er das Geräusch, ein Schmatzen von Füßen

am nassen Boden, ein Knurren, und diesmal war es unmittelbar hinter ihm. Zu dieser Einsicht gelangte Stefan Crenz noch, dann wurde er mit solch einer Wucht nach vorn gestoßen, dass er ins Straucheln geriet. Eine Hand fegte ihm den Helm vom Kopf, dann wurde sein Gesicht in den Boden gedrückt und er bekam keine Luft mehr. Der Angreifer hockte sich auf ihn, sodass Stefan keinerlei Gelegenheit hatte, sich zu rühren. Seine Arme versuchten, die Gestalt zu greifen, doch sie streiften sie nur. Sie ertasteten kaltes, schlaffes Fleisch.

Die Luft wurde ihm knapp, und er wusste, dass ihm in wenigen Sekunden die Sinne zu schwinden drohten. Doch bevor dies geschah, wurde er herumgerissen. Grund zur Erleichterung bedeutete dies jedoch nicht. Im schwachen Schein der einige Meter entfernt liegenden Helmlampe erkannte er die fremdartigen Gesichtszüge des albtraumhaften Wesens, das ihn überwältigt hatte. Eine mit langen Klauen versehene Hand raste auf ihn zu und der Schlag brachte Dunkelheit mit sich.

\*

Am Rand des finsternen, kalte Luft ausstoßenden Lochs stand Ben und starrte in vornübergebeugter Haltung angestrengt nach unten, doch abgesehen vom leise fauchenden Wind drang kein Laut an seine Ohren. »Stefan«, rief er, »kannst du mich hören?«

Ben bekam keine Antwort. »Stefan!«, sagte er nochmals, nun etwas lauter und drängender. Doch erneut erfolgte keine Reaktion. Unwillig verzog er sein Gesicht. Das hatte ihnen noch gefehlt. Er empfand plötzlich Ärger über Stefans Alleingang, der sich nun scheinbar als Fehler herausstellte. Doch Bens Missmut legte sich ein wenig, als er einsehen musste, dass auch er selber sich mit der Verfolgung des Mannes nicht mit Ruhm bekleckert hatte. Nur, dachte er, war er heil aus der Sache herausgekommen. Er hoffte, dass Stefan Crenz nur aus

dem Grund nicht antworten konnte, weil er mittlerweile zu weit in den Stollen vorgedrungen war. Vielleicht hatte er Ben ganz einfach nicht gehört.

Eilig ging Ben zum Wagen und holte aus dem Kofferraum den zweiten Helm heraus. Er überlegte, ob er auch den Rest der Accessoires, die sie von Alois Reichardt bekommen hatten, nehmen sollte. Er warf einen zweifelnden Blick auf die Gummistiefel und die gelbe gefütterte Regenjacke, die schon bessere Zeiten gesehen hatte, und schließlich schüttelte er den Kopf und schloss den Kofferraum. Er nahm nicht an, dass sein Aufenthalt sonderlich viel Zeit in Anspruch nehmen würde, und für eine kurze Prüfung benötigte er die Kleidungsstücke nicht.

Auf dem Weg zurück zum Einstiegsloch setzte er den Helm auf und stellte fest, dass er einigermaßen passte und das Licht strahlend hell leuchtete.

Auf der Straße kamen einige Radfahrer vorbei, die durch den hellen Schein auf Ben aufmerksam wurden. Sie blickten voller Argwohn in seine Richtung, fuhren jedoch weiter, wie er voller Erleichterung feststellte. Er hatte keine Lust zu erklären, was er hier trieb.

Vor dem Loch ging er in die Hocke und glitt in die Tiefe. Schließlich ließ er sich fallen. Auf dem tückischen Boden glitt er aus und musste sich mit den Händen abstützen, die bis zu den Handgelenken in den Morast eintauchten. Mit einem leisen Fluch erhob er sich und schüttelte, so gut es ging, den Dreck von den Fingern.

Die Kälte, die über ihn herfiel, war enorm, und ein Frösteln schüttelte seinen Körper. Ben zog seine Pistole und ging die ersten Schritte, die begleitet wurden von einem Schmatzen. *Vielleicht hätte ich doch in die Stiefel schlüpfen sollen*, dachte er.

Schon nach wenigen Sekunden wurden seine bösen Vorahnungen bestätigt, denn kaum zwanzig Meter von ihm entfernt sah Ben Fuller den hellen Schein von Stefans Helmlampe am Boden. Vorsichtig, sich der Gefahr bewusst, ging er zu dieser

Stelle und hob den Helm auf. Der Boden wies unzweifelhaft Spuren einer Auseinandersetzung auf. Jemand, Ben tippte auf Stefan Crenz, war offenbar zu Boden gestürzt. Außerdem bemerkte er Schleifspuren, die sich klar im schlammigen Boden abzeichneten. In regelmäßigen Abständen waren tiefe Eindrücke von nackten Füßen erkennbar, die Ben stutzig werden ließen. Sie wirkten absonderlich groß; wer immer hier am Werk gewesen war, musste ein Riese sein.

Auch Stefans Pistole fand er; sie war halb im Schlamm eingesunken. Offenbar war Stefan vollkommen überrascht worden und hatte keinerlei Chance gehabt, sich der Attacke zu widersetzen. Ben stieß einen leisen Fluch aus; dass sein Kollege ohne Waffe auskommen musste, machte die Angelegenheit noch bedeutend ernster. Nun waren ihre Pläne durchkreuzt worden; bis Mitternacht zu warten machte keinen Sinn mehr.

Ben Fuller eilte zurück zum Loch, wobei er sich immer wieder umwandte und lauschte, ob er den Entführer auf sich aufmerksam gemacht hatte, doch alles blieb ruhig. Mithilfe der dicken Wurzeln, die von oben wie Lianen hinabhingen, hangelte Ben sich nach draußen.

Er rief Alois Reichardt an. Nach dem sechsten oder siebten Klingeln hob der alte Mann endlich ab und meldete sich mit seinem Namen. Seine Stimme klang unwirsch.

»Entschuldigen Sie die Störung, hier spricht Ben Fuller. Leider sind Dinge eingetreten, die unsere Pläne betreffen.« Mit knappen Worten informierte er den Mann über das Geschehen.

»Sie wollen also jetzt gleich runter?«

»Leider bleibt mir nun keine andere Möglichkeit mehr. Allerdings werde ich es ohne Ihr Zutun erledigen. Die Sache ist zu gefährlich; ich kann es nicht verantworten, Sie dieser Gefahr auszusetzen. Wir sind von anderen Voraussetzungen ausgegangen, nämlich dass nicht nur ich zu Ihrer Sicherheit da sein würde, sondern eben auch mein Kollege. Doch das ist nun

hinfällig. Die Orientierung dürfte kein Problem darstellen; die Spuren, auf die ich gestoßen bin, sind eindeutig und nicht zu verfehlen. Ein Blinder würde Ihnen folgen können.«

Reichardt schwieg eine Weile, und Ben fragte sich, ob die Offenbarung für den alten Mann eine Enttäuschung darstellte.

»Ich verstehe«, entgegnete Reichardt endlich. »Ich habe allerdings noch einige Utensilien für den Abstieg vorbereitet, die für Sie wichtig sein könnten. Dinge, die Ihr Leben retten könnten. Ich könnte Sie einpacken und Ihnen geben. Was halten Sie davon?«

Ben überlegte kurz; es war dem ehemaligen Bergwerksführer offensichtlich wichtig, seinen Teil zum Gelingen der Mission beizutragen, und diesen Triumph wollte Ben ihm nicht nehmen, sofern dadurch keine Verzögerung entstand. »In Ordnung. Ich fahre kurz in das Hotel zurück, da ich dort einen Teil meiner Ausrüstung habe. Die Fahrt dorthin und zurück wird nicht mehr als dreißig Minuten in Anspruch nehmen, denke ich. Schaffen Sie es in dieser Zeit, zum Wald zu kommen, um mir Ihre Ausrüstung zu geben?«

»Das ist recht wenig Zeit«, wandte Reichardt ein.

»Es tut mir leid, aber ich kann nicht länger warten. Ich hoffe, Sie verstehen das.«

»Ich werde da sein«, versprach Reichardt. »In spätestens dreißig Minuten bin ich da.«

»Vielen Dank, Herr Reichardt.«

Ben beendete das Gespräch, stieg in den Wagen und fuhr zurück in den Ort. In seiner Reisetasche, die im Hotelzimmer lag, befanden sich die Datenbrille, die er mit in die Tiefe nehmen wollte, sowie ein Ersatzmagazin für seine Glock. Eine leise Stimme sagte ihm, dass er beides benötigte.



Ein jammervolles Stöhnen ließ Stefan Crenz aus der Ohnmacht heraufdämmern. Die ersten Eindrücke waren allesamt schmerzhafter Natur, angefangen bei seinem Schädel, der auf seinen doppelten Umfang angeschwollen zu sein schien. Beinahe genauso schlimm war die Härte des mit spitzen Unebenheiten versehenen Steinbodens, auf welchem er halb lag, halb saß. Mit Mühe rutschte er in eine andere, kaum bequemere Stellung und fand dabei heraus, dass seine rechte Hand durch eine Fessel bis zur Schmerzgrenze gespannt oberhalb seines Kopfes hing. Sein Handgelenk wurde von etwas Starrem umfaßt; vielleicht ein Seil oder eine Handschelle. In den Minuten oder vielleicht gar Stunden seiner Bewusstlosigkeit war jegliches Blut aus seinem Arm gewichen. Er fühlte sich beinahe abgestorben an. Stefan versuchte, seinen Arm nach unten zu ziehen, doch er spürte sogleich den unnachgiebigen Widerstand, der ihn dort oben hielt.

Krampfhaft schloss und öffnete er mehrmals seine Hand, ohne jedoch wesentliche Linderung zu spüren.

Hinzu kam die Kälte. Stefan fror erbärmlich, immer wieder zogen Schauer durch seinen Körper und ließen ihn erbeben.

Wieder vernahm er das leise Stöhnen, das irgendwo links von ihm ertönte. In der vollkommenen Dunkelheit klang es beängstigend, als kröche in unendlicher Langsamkeit eine Leiche zu ihm hinüber.

»Hallo?«, rief Stefan in die Finsternis hinein. Seine Stimme klang unsicher. Er bekam keine Antwort.



Stefan fuhr sich mit der linken Hand über das Gesicht, um festzustellen, ob sein Entführer ihm ein schwarzes Tuch über den Schädel gestülpt hatte, doch dem war nicht so. Es war tatsächlich umhüllt von undurchdringlicher Finsternis.

Nach und nach fielen ihm Details ein. Er war im unterirdischen Gang gewesen. Und da war plötzlich jemand gewesen. Vor seinem geistigen Auge sah er eine Pranke, die auf ihn zuraste, und ein Gesicht, das nur entfernt menschenähnlich zu nennen war. Allein diese Vorstellung beschleunigte seinen Herzschlag. Also war er Gefangener dieser unheimlichen Gestalt. Doch er lebte, und die Tatsache, dass er gefesselt war, deutete doch wohl darauf hin, dass man Pläne mit ihm hatte. Welche das sein mochten, war Stefan im Moment keine Überlegung wert; er würde die Antwort auf diese Frage früh genug in Erfahrung bringen.

Es war besser, die ihm verbleibende Zeit zu nutzen. Mit einem Ächzen hievte er sich auf die Beine und trat mehrmals auf der Stelle, um die Muskeln ein wenig mit Wärme zu versorgen. Mit der linken Hand griff er nach oben und prüfte die Fesselung. Es war tatsächlich ein Seil, das um sein Handgelenk geschlungen war. Er ertastete zu seinem Bedauern keinen Knoten, sondern lediglich die starre Schlaufe, die bei jeder Bewegung unentwegt Haut von seinem Handgelenk abschabte.

Jetzt, da er stand, war Stefan in der Lage, seinen Arm zu entspannen. Er machte sachte Bewegungen und spannte immer wieder die Muskeln an. Es dauerte mehrere Minuten, bis die Gefühllosigkeit ein wenig wich. Seine Finger jedoch blieben eiskalt.

Das Seil konnte er unmöglich kappen. Stefan musste den Versuch wagen, an den Knoten zu gelangen, der irgendwo über ihm im Dunkel sein musste.

Mit der linken Hand klopfte er gegen seine rechte Hosentasche und stellte mit einem überraschten Ausruf fest, dass der Entführer ihm sein Handy gelassen hatte. Mit einiger Mühe

fingerter er das Gerät heraus. Was er insgeheim befürchtet hatte, bestätigte sich auf dem ersten Blick: Es gab hier kein Netz. Dennoch versuchte er, Ben Fuller zu erreichen, doch er kam nicht durch. Zusätzlich schrieb er noch eine SMS. Er konnte nicht ausschließen, dass die Nachricht doch irgendwann durchschlüpfte und Ben erreichte.

Sein Handy besaß eine Taschenlampenfunktion. Helligkeit durchflutete sein Gefängnis und schmerzte in den Augen, als er das Zusatzprogramm startete. Er befand sich scheinbar in einer Art Kammer. Er blickte auf den steinernen Boden, auf dem er gelegen hatte, und die kahlen Wände.

Der Lichtstrahl erfasste ein dunkles Bündel. Dort lag jemand! Der Arm des Gefangenen war ebenfalls mit einem Seil umschlungen. In dem Gesicht des Mannes zuckte es, als Stefan das Licht darüber wandern ließ.

»Hallo?«, rief er wieder, doch genau wie vorhin erhielt er keine Antwort. Dennoch war er sicher, dass es sich um Ralf Josten handeln musste. Der Mann war also noch am Leben, wenngleich sein Zustand Anlass zu größter Sorge war. Er trug noch nicht einmal eine Jacke, sah Stefan Crenz.

Dann leuchtete er nach oben und sah, dass das Ende des Seils in einem eisernen Ring mündete, der aus der Wand ragte.

Er griff mit beiden Händen das Seil. Ein metallisches Klirren ertönte, als Stefan daran zog, doch es gab nicht nach. Er legte sein leuchtendes Handy auf den Boden, sodass er genügend sehen konnte, dann nahm er Schwung und hievte sich an dem Seil nach oben; die Anstrengung machte seinem unterkühlten Körper zu schaffen. Doch es gelang ihm, nach oben zu klettern. Bald ertastete er den eisernen Ring, der sich unter Stefans Gewicht ein wenig bog. Das Seil war mehrfach mit ihm verknotet worden. So gut es ging versuchte Stefan, mit den Füßen Halt an der rauen Wand zu bekommen, während er sich mit der rechten Hand am Ring festhielt und mit der linken den Knoten des starren Seils ergründete.

Einige Male drohte er den Halt zu verlieren und konnte sich nur mit Mühe vor einem Sturz bewahren. Keuchend ging sein Atem, während er mit den Fingern den Knoten betastete, der offenbar nicht fachkundig geschnürt war, dafür jedoch mit großem Eifer. Schlinge um Schlinge, die sich übereinander türmten. Stefan musste einsehen, dass es sich um ein vollkommen sinnloses Unterfangen handelte, den Knoten lösen zu wollen.

Er konnte sich mit seinem rechten Arm nicht länger halten, ließ sich wieder hinab und stemmte beide Hände erschöpft in die Seiten, als er wieder am Boden stand. Sein Atem ging keuchend. Mürrisch blickte er nach oben, wo der eiserne Ring aus der Wand ragte. Seufzend nahm er sein Handy zur Hand und prüfte die Energieanzeige, die bedrohlich zur Neige ging.

Er wandte sich dem Mann zu.

»Können Sie mich hören?«, fragte Stefan. Zu seiner Überraschung vernahm er eine Salve aus Geräuschen, die entfernt an Worte erinnerten. Er konnte nichts von diesem Geschnatter und Stöhnen verstehen.

Der Kopf des Mannes regte sich, offenbar dämmerten die Sinne dem Licht entgegen und brachten die Lider zum Flattern.

Sein blasses Gesicht war eingefallen und zeigte tiefe Spuren erlebten Schmerzes. An der Stirn erkannte Stefan eine große Schürfwunde, um die herum Dreck und getrockneter Schlamm klebten.

»Wachen Sie auf!«, sagte Stefan in einem eindringlichen Ton, dem selbst Tote kaum hätten widerstehen können. In der Stille des Gefängnisses hallten seine Worte laut wider. War es möglich, dass er mit dem Lärm den oder die Entführer auf den Plan rief? Doch dieses Risiko musste er im Moment eingehen.

Der Mann öffnete die Augen zu Schlitzen, und wieder gab er eine unverständliche Botschaft von sich.

Stefan ließ nicht locker. »Bewegen Sie sich! Hören Sie? Sie

müssen sich bewegen! Stehen Sie jetzt auf und bewegen Sie sich! Stehen Sie auf!« Wie eine Litanei drang es aus ihm hervor: »Bewegen Sie sich!«

Mit seinem ausgestreckten linken Arm tastete Stefan in die Richtung des anderen, doch er konnte ihn nicht erreichen.

Hastig hob und senkte sich der Brustkorb des Mannes. Sein rechter Arm, der auf die gleiche Weise fixiert war wie bei Stefan, war bis zur Schmerzgrenze nach oben gereckt, doch das schien er kaum zu bemerken.

Ohne Rücksicht leuchtete Stefan dem Gefangenen nun ins Gesicht.

»Kommen Sie endlich zu sich, Herr Josten!«, herrschte er den anderen an. Er musste zu ihm durchdringen. Das Licht schien tatsächlich etwas zu bewirken, vielleicht auch die Nennung seines Namens. Es konnte schließlich niemand anders sein als Ralf Josten.

Unendlich langsam wandte der Angesprochene seinen Kopf in Stefans Richtung, die Augen blinzelten verwirrt und verängstigt. Schmatzend öffnete er seinen Mund, seine Zähne klapperten im rasenden Takt gegeneinander, doch schließlich entrang er sich einige Worte. »Woher ... wissen Sie ... wer ich bin?«

Stefan Crenz musste genau hinhören, um das Genuschel zu verstehen. »Ich bin Ihretwegen hier. Ich habe Sie gesucht.« Und gefunden, setzte er in Gedanken hinzu, wenngleich unter Bedingungen, die eher gegen ihn sprachen. »Ralf, Sie müssen aufstehen und sich bewegen. Können Sie mich verstehen?«

Josten nickte, dann, nach einigen Sekunden, schüttelte er den Kopf und murmelte: »Geht nicht. Mein Bein ist gebrochen.« Er deutete auf sein rechtes Bein, und erst jetzt bemerkte Stefan, dass es vollkommen verdreht aussah.

Stefan verzog das Gesicht. Ihm war klar, dass Josten niemals ohne fremde Hilfe von hier fortkam. Dann wand er sich aus der Jacke, die er trug. Da er sie wegen der Fessel nicht über

seinen rechten Arm gezogen bekam, riss er kurzerhand den Ärmel ab. Ratschend zeriss der Stoff. Die Jacke war zwar nicht besonders dick, doch sie war besser als nichts.

»Ralf!«, sagte er und leuchtete wieder den Mann zu seiner Linken an, der mühsam seinen Kopf wandte, als er seinen Namen hörte. »Nehmen Sie meine Jacke. Legen Sie sie auf Ihren Oberkörper, damit sie Ihnen Wärme spenden kann.« Er warf sie hinüber, und Josten, der versuchte, sie zu fangen, schrie auf, als sein gebrochenes Bein durch diese Bewegung in Erschütterung geriet.

Mit einem markerschütternden Stöhnen platzierte er Stefans Jacke auf sich.

Der Mann war sichtlich mit seinen Kräften am Ende. Verzweifelt blickte Stefan um sich, doch es gab nichts, was er nun noch tun konnte. Er konnte nur darauf hoffen, dass Ben Fuller früh genug hierhin fand, bevor Josten ihnen wegstarb.

Ohne seine Jacke spürte Stefan die Kälte noch ärger, die sich grimmig in seine Glieder verbiss. Er stand auf und machte für einige Minuten Aufwärmübungen. Keuchend hielt er inne und spürte die Wärme, die sacht durch seinen Körper wanderte und die Kälte wenigstens für einige Minuten auf Distanz hielt.

Ein eigenartiger Geruch hing in der Luft; er war Stefan längst aufgefallen, doch erst jetzt, als er ein wenig zur Ruhe kam, versuchte er die Quelle auszuloten. Der Geruch hatte etwas Erschreckendes an sich, etwas Beängstigendes, doch Stefan konnte ihn nicht zuordnen. Er leuchtete so gut es ging seine Umgebung ab. Der Raum war recht groß, und seine Ecken blieben von der Dunkelheit verhüllt. Eine türlose Öffnung führte auf einen Gang hinaus, von dem Stefan jedoch nichts erkennen konnte.

Plötzlich stockte ihm der Atem. Am Ende der Kammer, beinahe außerhalb des Lichtkreises, sah er eine weitere Person am Boden liegen. Das Bild, das sich vor seinen entsetzten Augen

entblätterte, brannte sich in Stefans Sinne.

»Ja«, murmelte Ralf Josten. »Dort liegt noch jemand, doch um den muss sich niemand mehr kümmern. Der hat es hinter sich.« Ein Geräusch wie ein Lachen entfuhr ihm. »Der hat es gut.«

Unzweifelhaft war der Mann seit Längerem tot. Er war vollständig unbekleidet. Der weißliche Schimmer seines Körpers hob sich wie ein Fanal vom Dunkel der Umgebung ab. Die geöffneten Augen, die zu schrumpfligen Murmeln verkümmert waren, blickten vage in Stefans Richtung. Der Oberkörper des Mannes wirkte seltsam schlaff und leer, und das zitternde Licht in Stefans Hand gab die Antwort auf dieses Rätsel. Es huschte über die Wunde, die vom Hals bis zur Hüfte der Leiche hinabreichte. Schichten aus verwesendem Fleisch waren zur Seite gerissen worden, und es kam Stefan so vor, als fehlten jegliche Organe im Körper des unbekanntes Mannes.

Stefan spürte, wie ihm heiße Galle nach oben schoss, und es kostete ihn Mühe, sich nicht zu übergeben. Der Anblick, so vage er auch sein mochte, war schier unerträglich. Mit vor Schreck verzerrtem Gesicht blickte Stefan auf die gespreizten Beine des Mannes, der seine Nacktheit gleichgültig hinnahm. Auch an den Schenkeln, wo das Fleisch besonders weich war, erblickte er tiefe Wunden. Der rechte Arm der Leiche war genauso durch eine Fessel nach oben gereckt, und es war eindeutig, dass sie einer ihrer Vorgänger war.

*Ein Gutes hatte die Kälte, dachte er benommen, sie hielt die Insekten fern. Sie konnten keine Eier legen, nicht schlüpfen.*

Wie die Stimme eines freudlosen Irren hörte Stefan die Stimme von Josten: »Sie kommen manchmal her und fressen ihn. Hören Sie? Sie fressen ihn Stück für Stück. Er war schon tot, als ich hergebracht wurde. Irgendwann kamen sie hierher, und ich konnte hören, wie sie über ihn herfielen, wie sie ihn fraßen. Hab nie was Schlimmeres gehört, das können Sie mir glauben. Mein Gott, sie haben einen toten Menschen gefres-

sen.« Jostens Stimme zitterte, diesmal jedoch nicht nur vor Kälte. Er hielt einen Augenblick inne und wandte sein bleiches Gesicht dann Stefan zu. »Und das werden sie auch mit uns machen. Sie werden auch uns fressen.«



Da die Zeit drängte, fuhr Ben Fuller mit deutlich überhöhter Geschwindigkeit nach Fell, doch da es auf den Straßen recht ruhig zuging, war es ein überschaubares Risiko. Er fuhr auf den Parkplatz des Hotels. Da der Nachtportier auf sein Rufen und Klingeln nicht kam, klaubte Ben seinen an einem Haken hängenden Schlüssel herunter. Hinter einem Vorhang lief ein Fernseher.

Da er wusste, dass der Aufzug quälend lange Sekunden benötigte, in den dritten Stock zu fahren, nahm er die Treppe.

Der Gang lag dunkel vor ihm. Er schaltete das Licht an und vor ihm breitete sich der schmutzig grüne Teppich aus. Hinter einigen Türen hörte er Stimmen, das Hotel schien gut besucht zu sein. Vor seinem Zimmer mit der Nummer 310 blieb er stehen und drehte den Schlüssel herum. Schlechte Luft schlug ihm entgegen, als sei etwas verdorben.

Ben runzelte die Stirn; als er nach dem Einchecken kurz im Zimmer gewesen war, war ihm dieser unangenehme Gestank nicht aufgefallen. Doch nun hatte er nicht die Zeit, sich um dieses Ärgernis zu kümmern. Er betrat das Zimmer und schloss die Tür. Im gleichen Augenblick drückte er den Lichtschalter, und die Deckenlampe ging an.

»Guten Abend, Herr Fuller.«

Ben zuckte zusammen, als er die Stimme vernahm, und fuhr herum.

»So schnell sehen wir uns also wieder.« Es war wieder dieser Kerl, der ihm vorhin entwischt war. Unverkennbar ging von



ihm dieser unangenehme Geruch aus.

»Wie kommen Sie hier herein?«

»Das war nicht schwer. Sie hatten ja netterweise der trauernden Witwe Josten Ihren Aufenthaltsort genannt und der Mann an der Rezeption gab mir den Schlüssel. Nicht ganz freiwillig, versteht sich. Waren Sie nicht verwundert, dass er nicht auftauchte?«

Fragen schwirrten durch Bens Kopf, doch er wusste, dass ihm kaum die Zeit blieb, sich um ihre Beantwortung zu kümmern. Doch eine Frage war nun so drängend, dass er sie aussprechen musste: »Was ist mit dem Mann geschehen?«

Der Eindringling zuckte die Achseln. »Ein - wie würden Sie es ausdrücken? - bedauerliches Opfer. Doch letztlich ist sein Schicksal vollkommen unbedeutend. Da er mir den Schlüssel selbstredend nicht freiwillig geben wollte, musste ich ein wenig nachhelfen. Hätten Sie einen Blick hinter den Vorhang geworfen, wäre Ihre Frage bereits beantwortet. Ich möchte nicht ins Detail gehen, nur soviel: Es gibt in diesem wertigen Haus eine freie Stelle zu besetzen.«

Ben ging einen Schritt auf den Mann zu, der im Halbdämmer in der Nähe des Fensters stand, dessen Vorhänge vorgezogen waren. Doch sofort blieb er stehen. In seinen Händen hielt der Eindringling das G11, das sich zuvor noch in der Reisetasche befunden hatte, deren Inhalt nun auf dem Bett lag.

»Ich war so frei und habe mich in der Zeit, die mir blieb, ein wenig gewappnet. Also machen Sie besser keine Dummheiten.«

»Wer, zum Teufel, sind Sie? Warum waren Sie an der Einsturzstelle? Haben Sie etwas mit dem Entführer zu tun?«

Der Mann grinste breit, was ihn noch hässlicher machte. Seine Zähne waren enorme Ungetüme, die elfenbeinfarben in seinem Mund wucherten. Ben schaute ihn beinahe fasziniert an. »Entführer?«, fragte er. »Sie glauben, es handelt sich um Entführer?« Er lachte ungläubig.

» Klären Sie mich auf.«

» Dort unten sind die Verstoßenen, die Bestien«, sagte er mit leiser, beinahe ehrfurchtsvoller Stimme. » Die Monster, die sich von Leichen ernähren. Es sind Ghule, die dort auf Sie warten, und ich werde dafür sorgen, dass sie ihren Hunger an Ihnen stillen können. Sie haben immer Hunger.«

Diese Neuigkeit musste Ben zunächst einmal verdauen und ihm blieb die Luft weg. Also stimmte Baptistes Spekulation tatsächlich.

» Und Sie?«, fragt er mit betont ruhiger Stimme, auch wenn ihm ganz anders zumute war. » Sind Sie auch ein solches Wesen?«

Der Eindringling winkte ab. » Nein, das bin ich nicht und werde auch nie eines sein. Aber ich habe vor einiger Zeit durch ein kleines Missgeschick die Bekanntschaft mit einem von ihnen gemacht und wurde verletzt. Es dauerte nur wenige Stunden, bis ich die Veränderungen bemerkte. Meine Haut, meine Hände, meine Zähne – alles veränderte sich. Ich verwandelte mich, doch irgendwann endete dieser Prozess. Mittlerweile lebe ich im Wald, denn leider dulden mich weder die Menschen, denen ich zu unheimlich geworden bin, noch die Ghule, denen ich zu menschlich bin. Ich lebe allein dort, hin und wieder bin ich unten und suche nach dem, was die Ghule mir übrig gelassen haben. Irgendwelche Kadaver. Meistens finde ich Tiere, die gestorben sind.« Ein Glitzern trat in seine Augen. » Doch Menschen sind mir lieber. Drunten sind welche, ich weiß das. Ich hoffe, ich bekomme auch von ihnen etwas ab.«

» Wie viele sind es, die dort leben?«, fragte Ben, während er fieberhaft nachdachte, wie er sich aus dieser verfahrenen Situation befreien konnte. An seine im Halfter steckende Pistole kam er nicht heran, das war ihm klar. Es gab vielleicht eine andere Möglichkeit, doch noch konnte er es nicht wagen, obgleich die Zeit verstrich.

Der andere hob die Schultern. »Fünf, sechs vielleicht, ich weiß es nicht genau. Sehr viele leben nicht dort unten. Ich weiß auch nicht, woher sie kamen und wie lange sie schon dort sind. Die alten Bergwerkschächte sind ideal für sie, doch ich weiß, dass sie im Laufe der Zeit viele Gänge selber gegraben haben. Sie erweitern ihr Reich ständig. Und sie werden nicht ewig bleiben. Es sind Nomaden, die immer umherziehen.«

»Was ist mit Frau Josten? Auch sie wurde verletzt. Heißt das ...?«

»Ganz recht«, wurde Ben unterbrochen, »das heißt, dass ich nun nicht mehr allein bin. Die Frau trägt genau wie ich den Keim der Ghule in sich und wird mir bald, in zwei oder drei Tagen, ganz gewiss Gesellschaft leisten. Doch seien Sie sicher, dass Sie davon nichts mehr mitbekommen werden. Bis dahin sind Sie längst Futter für meine Freunde. Und Ihr verdammter Kumpan ebenfalls.«

\*

Elke Josten kauerte am Boden, vor ihr lag der Körper von Errol, der sie aus starren Augen anschaute. Ihre rechte Hand war in seinem Fell vergraben. Sie konnte nicht sagen, wann er gestorben war, irgendwann hatte seine Atmung aufgehört und sein letzter Atemzug klang wie ein leiser Seufzer.

Sie spürte in ihrem Inneren keine Wut und keinen Hass, sie war, bis auf ein nagendes Hungergefühl, das stetig wuchs, vollkommen leer und apathisch. Es gab für sie keine Hoffnung mehr, das wusste sie. Sie musste dazu nicht ihr Spiegelbild anstarren; sie spürte die Veränderung im ganzen Körper, die mutierenden Zellen kannten kein Zögern. Mehr und mehr wandelte sie sich zum Monster.

Welch ein Leben würde das sein?, überlegte sie, doch diese Frage war nur ein Synonym für all ihre Ängste, die sie aus-

stand. Sie wollte lieber sterben, als so zu werden. Sie wollte nicht durch die Wälder geistern und sich von dem ernähren, was sie in die Finger bekam. Aber sie würde sich nicht dagegen wehren können; der Wandel war noch längst nicht beendet, doch sie verstand die Botschaft schon jetzt.

Trauer überkam sie und sie schluchzte auf, doch Tränen wollten nicht fließen. Ihre weit aufgerissenen Augen blieben trocken wie funkelnde Scherben.

Ein letzter Blick auf den Kadaver des Hundes, der zu ihren Füßen lag. Der Blick genügte, ihr Hungergefühl von Neuem anzufachen, und sie erschauerte, als sie erkannte, dass sie diesem Drang womöglich nicht mehr lange standhalten würde. Sie musste nun handeln, wenn sie noch etwas an ihrem Schicksal ändern wollte. Noch war das Menschliche in ihrem Geist vorhanden.

Mühselig wie eine alte Frau kam sie auf die Beine. Mit ihrer zur Kralle gekrümmten Hand klaubte sie den Autoschlüssel auf und verließ das Haus.

Das Hotel, in dem Fuller und Crenz untergekommen waren, kannte sie. Sie fuhr auf den dunklen Hof und betrat das Gebäude durch den Haupteingang. Stille empfing sie. Niemand war im etwas muffigen Foyer zu sehen. Sie wunderte sich, dass die Agenten ausgerechnet hier wohnten; es handelte sich nicht um die beste Adresse in Fell. Sie vermutete, dass Unwissenheit bei der Wahl im Spiel gewesen war; der Name des Hauses versprach mehr, als die Wirklichkeit hielt.

»Hallo?«, rief sie zaghaft, als sie am nach Holzpolitur riechenden Empfangstresen stand. Hinter einem sich leicht bewegenden Vorhang sah sie flimmerndes Licht und den übertrieben lauten Ton aus einem Fernsehgerät. »Hallo?«, rief sie nochmals. Ihre Stimme klang nun ungeduldig. Es vergingen weitere dreißig Sekunden, doch niemand erschien auf ihr Rufen hin. Mit einem unwirschen Fluch umrundete sie den Tresen und schob den Vorhang aus grobem Stoff beiseite, der aus

der Nähe unangenehm roch.

»Entschuldigen ...« Der Rest ihrer Bemerkung ging in einem schockierten Ausruf verloren, den sie ausstieß. Vor dem Schreibtisch, der inmitten des kleinen Kabuffs stand, lag ein Mann, der offensichtlich der Hotelangestellte war. Seine leeren Augen blickten wie die von Errol, erkannte sie, und sie dachte, dass Leichen, ganz gleich ob Mensch oder Tier, offensichtlich ganz ähnlich schauten.

Woran er gestorben war, sah sie, als sie näher heranging, bei-läufig den Fernseher ausschaltete und sich beängstigende Stille über sie stülpte; offensichtlich hatte man den Mann erwürgt. Unverkennbar waren die Abdrücke von Fingern am Hals zu sehen. Dass es sich um Mord handelte, schockierte Elke Josten nicht. Sie fügte die Details zu einem logischen Band zusammen. Natürlich wusste sie, wer der Mörder war. Sie hatte ihm die Adresse gegeben, doch wie hätte sie wissen sollen, dass der Mann so kaltblütig einen Menschen umbrachte. Hieß das, dass auch die beiden Agenten tot waren?

Sie vernahm ein leises Geräusch, einem leisen Knurren nicht unähnlich. Erschrocken blickte sie sich um und erwartete, den Mörder hinter sich zu sehen, doch niemand war in ihrer Nähe.

Ein unfassbares Grauen überkam Elke Josten, als ihr klar wurde, dass sie selbst diesen Laut ausgestoßen hatte. In der nächsten Sekunde wiederholte er sich, er klang in ihren Ohren fremd und unheimlich.

Sie konnte nicht anders, als ihren Blick wieder auf die Leiche zu heften, die still zu Elkes Füßen lag. Still und verführerisch. Blut staute sich hinter dem blassen Fleisch. Speichel sammelte sich in ihrem Mund. Der knospende Samen der Bestie versteckte sich nicht länger, sondern zeigte sein hemmungsloses Verlangen. Mit Wucht kam das Hungergefühl zurück, und diesmal hatte Elke keine Chance, es zurückzudrängen.

Dann, mit einem irren Blick, stürzte sie sich auf den Leichnam und riss das nach altem Schweiß riechende Hemd auf, bis

das bleiche schwabbelnde Fleisch des Bauches zum Vorschein kam, auf dem ein Haarflaum wuchs.

Sie lauschte aufmerksam, doch nichts rührte sich. Es schien, als sei das Hotel vollkommen verlassen – oder als seien alle Gäste längst tot. Mit ihrer rechten Hand krallte sie sich in den Fettwulst am Bauch der Leiche, dann beugte sie sich knurrend vor, zerbiss das schlaffe Fleisch und spürte den Erguss des noch warmen Blutes in ihrem Mund.

Ein letzter Rest ihres hilflosen Verstandes bekam all das mit, schrie in panischem Entsetzen auf und wollte das Blut wieder ausspeien, doch das ließ die erwachende Bestie in ihr nicht zu. Mit Zähnen und Klauen zerrte und riss sie an der Leiche des Mannes und wühlte sich durch seine Gedärme, ihr Bluttausch glich einer sexuellen Raserei. Sie leckte und biss und schlang herunter, was ihr zwischen die Zähne kam. Ihre irr funkelnden Augen waren weit aufgerissen; Panik und grenzenlose Lust spiegelten sich in ihnen.



Stefan Crenz schluckte und konnte den Blick nicht abwenden von dem Leichnam, der im hintersten Winkel des Raumes lag, als schämte er sich seiner Nacktheit. Seine Hand, welche die Lampe hielt, zitterte oftmals so stark, dass das Licht chaotisch durch die Dunkelheit schnitt. Das Wenige, das Stefan erkennen konnte, überforderte ihn bereits; der Anblick der zerbitenen und halb verschlungenen Leiche schlich sich wie ein Dieb in seinen Geist. Der Tote lag in einem Bett aus seinem eigenen Blut, das längst geronnen war. Unterhalb des Brustkorbs klaffte ein Loch, das so ungeheuerlich groß war, als sei der Mann in zwei Hälften geteilt worden.

Crenz schloss die Augen und dachte nach. Nach und nach klärte sich das Bild; es ergab sich aus den schrecklichen Fakten, doch er weigerte sich, diese hinzunehmen. Noch gab es Hoffnung, noch musste er an diese Hoffnung glauben. Hoffnung, die Josten längst verloren hatte.

Der Mann lehnte reglos an der Wand, die Augen hielt er geschlossen.

»Josten«, sagte er, »hören Sie mich?«

Eine leise, nicht zu verstehende Entgegnung drang zu Stefan durch.

»Bewegen Sie Ihre Arme. Sie müssen die Muskulatur warmhalten!« Die Jacke, die Stefan vorhin zu ihm hinübergeworfen hatte, war halb von Jostens Oberkörper gerutscht.

Wieder sagte Ralf Josten etwas, das Stefan nicht verstand. Er klang wie ein Betrunkener, der kein klares Wort mehr über die

Lippen bekam. Seine Lippen, sah Stefan, bewegten sich während des Sprechens kaum.

»Tun Sie, was ich sage!«

»Bringt nichts«, entgegnete Josten schwach. Seine Augen waren nun geöffnet und schienen ins Nichts zu starren. »Wir werden hier sterben.«

»Die Suche nach uns läuft bereits, und man wird uns finden.«

Etwas wie ein Lachen entschlüpfte Josten. »Vielleicht findet man uns. Aber dann werden wir tot sein. Sie, ich.«

»Sie geben auf? Sie wollen wirklich aufgeben? In Ordnung, dann tun Sie das! Ich werde dann Ihrer Frau sagen, dass es für Sie wichtiger war, Ihr Schicksal zu bejammern, als um Ihr verdammtes Leben zu kämpfen.«

Crenz sah, wie Jostens Kopf in seine Richtung ging. Seine starren, müden Augen blickten Stefan an. »Meine Frau ...«, nuschelte Josten. »Elke – haben Sie sie gesehen? Wie geht es ihr?«

»Ihr geht es gut«, erklärte Stefan. »Sie macht sich große Sorgen um Sie. Aber darüber wollen Sie bestimmt nichts hören?«

»Doch!«, rief Ralf Josten laut aus. »Ich will es hören! Bitte sagen Sie es mir.«

In dem kurzen Schweigen, das entstand, hörte Stefan Crenz plötzlich den Laut von nackten Füßen, die über den Boden schlurften und sich ihrem Gefängnis näherten.

»Sie kommen«, flüsterte Josten neben ihm.

\*

Das Licht der Deckenlampe spiegelte sich auf der Glatze des Eindringlings, dessen Name Ulrich Schroth war. Wahrscheinlich sollte die freizügige Nennung des Namens die letzte Gabe an Ben sein, denn gleich darauf hob er das G11 und zielte auf Bens Körpermitte. Schroth war kein Dummkopf; zumindest



hatte er sich in den Minuten nach seinem Eindringen in das Hotelzimmer mit der Waffe vertraut gemacht und wusste sie durchaus zu handhaben.

Doch würde er tatsächlich schießen? Wäre es aus Schroths Sicht nicht sinnvoller, ihn in die Schächte zu schaffen?

Die Zeit drängte; unerbittlich vergingen die Minuten. Er dachte an Stefan, an Josten. Die beiden befanden sich in höchster Gefahr. Und nun wusste er, dass auch Elke Josten ein Opfer war. Wenn es stimmte, was Schroth sagte, und Ben hatte keinen Grund, an seinen Worten zu zweifeln, machte sie eine Wandlung durch. Dies erklärte ihr Aussehen, über das sowohl er als auch Stefan erschrocken gewesen waren, ohne dass sie die Wahrheit erkannt hatten. Gab es für Elke Josten überhaupt noch eine Rettung?

Doch all diese Überlegungen brachten ihn nicht weiter, solange er in das Mündungsloch seiner eigenen Waffe starrte.

Der Mann schwitzte sehr stark. Vermutlich war er einen längeren Aufenthalt in geschlossenen Räumen nicht mehr gewohnt. Dort, wo er stand, hatten seine Schuhe schmutzige Abdrücke im Teppich hinterlassen. Auch seine Kleidung war dreckverschmiert.

»Wie lange ist es her, dass die Ghule Sie verletzt haben?«, wollte Ben wissen.

»Das war vor ungefähr zwei Monaten.«

»Und Sie haben es vorgezogen, im Wald zu leben? Ich frage mich, vermisst Sie denn niemand? Haben Sie keine Familie, die nach Ihnen sucht?

»Ich stamme nicht von hier«, gab Schroth bereitwillig Auskunft. »Ich lebte in der Nähe von Hannover. Dass es mich hierhin in diese Gegend verschlägt, davon wusste niemand. Ich habe keine Familie. Meine Kollegen und meine Freunde werden verwundert sein, dass ich so plötzlich verschwunden bin, aber ich glaube nicht, dass ihnen mein Fehlen wirklich etwas ausmacht.«

»Meinen Sie, dass es Absicht war, Sie nur zu verletzen und nicht zu töten?«

»Ghule töten selten«, erklärte Schroth. »Das tun sie nur in einer Notlage. Das unterscheidet Sie wohl von Menschen. Gewalt liegt ihnen fern. Sie brauchen Nahrung, alleine das ist ihre Absicht. In den meisten Fällen begnügen Sie sich mit Tierkadavern, aber hin und wieder steht ihnen wohl der Sinn nach feineren Delikatessen. Dann schaffen Sie Menschenfleisch heran. Sie töten Ihre Opfer aber nicht, sondern warten geduldig, bis sie gestorben sind. Erst dann, wenn sie gut abgehangen sind, machen Sie sich an den Schmaus. Auch ich hab einmal etwas abbekommen. Zwar nur ein paar Knochen, die es abzunagen galt, aber immerhin. Mich haben Sie mit voller Absicht laufen lassen, genau auch wie die Josten. Wir können uns leichter hier bewegen, ohne aufzufallen. Zumindest nachts ist das ohne Probleme möglich. Ich bin ihr Beschützer und ihr Laufbursche, und sie behandeln mich gut.«

Ben bewegte seinen rechten Arm ein wenig und spürte im Innern seiner Jacke die Konturen des Messers, dessen genaue Bedeutung auch der Inder Singh nicht kannte. Während der langen Autofahrt nach Fell hatte Ben sich ein wenig mit der Waffe beschäftigt und sie nach ergebnisloser Inspektion kurzerhand in seine Jackentasche gesteckt, da sein Gepäck sich im Kofferraum befand. Wenngleich er das Messer nun bei sich trug, hatte er im Moment dennoch keine Chance, es in die Hand zu nehmen.

Es musste ihm gelingen, Schroth abzulenken, um in dieser Zeit die Waffe zu ziehen und mit einem gezielten Wurf den Mann auszuschalten. Allein bei diesem Gedanken wurde es Ben mulmig; er besaß keinerlei Übung im Umgang mit solchen Waffen, schon gar nicht, wenn es darum ging, ein Ziel zu treffen, dass mehrere Meter von ihm entfernt stand.

Seine Gedanken kreisten um einen Plan, doch er fand keinen Ansatz. Zwar sah Schroth nicht so aus, als wäre er mit äußers-

ter Hut auf der Lauer, doch das Gewehr in seiner Hand zeigte unentwegt in Bens Richtung.

»Und was ist mit Elke Josten? Wann wird sie ihr Dasein als Mensch aufgeben und wie Sie im Wald leben?«

Schroth zuckte mit den Schultern. »Bald, denke ich. Vielleicht schon in dieser Nacht. Sie hat keine Chance, glauben Sie mir.«

»Haben Sie, als Sie verletzt wurden, versucht, medizinische Hilfe in Anspruch zu nehmen? Der Keim, den Sie in sich tragen, ist womöglich nicht unbesiegbare.«

Der Mann lachte voller Hohn. »Vielleicht ist er nicht unbesiegbare, aber ich habe nicht versucht, mich dagegen zu wehren. Es ging alles viel zu schnell. Und nun bin ich froh, dass es mir nicht gelungen ist, etwas dagegen zu unternehmen.«

»Aber das ist doch kein Leben. Irgendwann wird man auf Sie aufmerksam. Wenn Sie nicht gefasst werden wollen, sind Sie gezwungen zu fliehen. Sie müssen immer auf der Hut sein; überall wird Ihnen Misstrauen entgegenschlagen und Sie sind auf Gedeih auf Verderb auf das Wohlwollen Ihrer unterirdischen Freunde angewiesen. Was ist daran erstrebenswert?«

»Ganz gewiss hätte ich bis zu jenem Tag ganz genau wie Sie gedacht, aber nun sehe ich das anders. Ich erkenne die Wahrheit, und die liegt in vielen Dingen, die Sie überhaupt nicht begreifen können. Leider niemals begreifen werden, weil Sie mein Schicksal nicht teilen werden.«

»Was heißt das? Dass Sie mich umbringen werden?«

»Das ist leider Teil der Rolle, die Sie zu spielen haben.« Schroth hob die Schultern, als bedaure er das.

»Und dann? Schleifen Sie mich zu Ihren Freunden?«

»Zu aufwendig, Sie dorthin zu transportieren. Nein, man legt dort drunten keinen Wert auf Sie. Man wird Sie hier in diesem Zimmer finden, irgendwann, und niemand wird wissen, wie es geschah.«

»Wollen Sie mich etwa hier erschießen? Hier in diesem Ho-

telzimmer? Und Sie glauben, Sie kämen ungesehen davon? Oder wollen Sie alle Bewohner des Hotels umbringen? Wie viele mögen hier leben?« Ben machte eine vage Geste in alle Himmelsrichtungen und verzog abschätzend das Gesicht. Dabei drehte er sich langsam um die eigene Achse, den linken Arm von sich gestreckt, um pantomimisch die Größe des Hauses zu demonstrieren. »Sind es zehn Personen? Oder nur acht? Sitzt vielleicht ein Besucher im Foyer? Wollen Sie alle töten?« Als er Schroth den Rücken zukehrte, griff er mit der rechten Hand in die Innentasche seiner Jacke. Er verletzte sich beim Versuch, das Messer zu packen, leicht am Zeigefinger. Vorsichtig hielt er das Messer mit der Klinge zwischen Daumen und Zeigefinger.

»Ich ...«, begann Schroth.

Jetzt galt es!

Ansatzlos schleuderte Ben aus der Drehung das Messer auf den Eindringling, der vollkommen arglos war und ihn verduzt anschaute. Er kam überhaupt nicht auf die Idee, den Abzug am Gewehr zu betätigen.

Ben sah sofort, dass der Wurf schlecht ausgeführt worden war. Zwar hatte er auf die Körpermitte gezielt, doch das Messer streifte den vor Überraschung aufschreienden Mann lediglich am Oberarm und sirrte dann an ihm vorbei. Es blieb in einem Lampenschirm stecken, der in der Ecke des Zimmers stand. Die Stehlampe wankte auf ihrem Fuß, fiel jedoch nicht um. *Verdammt!*, dachte Ben und ließ seinen angehaltenen Atem entweichen. *Nun ist alles aus.*

»Was, zum Teufel, tust du?«, rief Schroth. »Du wolltest mich umbringen? Du ...«

Er schwieg und bekam große Augen. Husten unterbrach seinen erregten Wortschwall, dann blickte er auf seinen Arm, der eine Art unheimliches Eigenleben zu führen schien. Durch den dünnen Stoff der schmutzigen Jacke drang plötzlich Blut.

Erschrocken schaute Ben Fuller zu, was geschah.

Die Hand und auch der Hals und der Nacken des Mannes verfärbten sich, die Haut wurde dunkler, beinahe schwarz, und auch hier drang Blut durch die Poren. In der nächsten Sekunde wütete die unheimliche Kraft auch in Schroths Gesicht, in Windeseile schwohlen seine Augen zu, die Augenlider wölbten sich zu Kugeln so groß wie Golfbälle, bis sie zu platzen drohten, seine Wangen rissen auf und hingen wie fleischfarbene Girlanden an der Ruine seines Gesichts hinunter.

Ein qualvoller Laut drang aus Schroths Mund, dann würgte er Batzen fast schwarzen Blutes hervor, das den Teppich besudelte. Unsicher fiel er auf die Knie. Das Gewehr fiel aus seinen Händen, die zu Klauen verkrümmt waren.

Für diesen Mann gab es keine Rettung mehr. Ein solch schmerzhaftes Ende hätte Ben ihm nicht gewünscht. Er wusste nicht, ob es daran lag, dass der Wurf des Messers so schlecht platziert gewesen war. Wäre die zerstörerische Wirkung bei einem gelungeneren Treffer weniger drastisch ausgefallen? Er blickte skeptisch auf das im Lampenschirm steckende Messer, bevor er dorthin ging und es einsteckte.

Schroth gab keinen Laut mehr von sich; er bestand nur mehr aus einem zerfasernden Fleischbrei, der sich rülpsend und leise gurgelnd immer weiter ausbreitete. Der Geruch war nahezu unbeschreiblich, eine Mischung aus verwesenden Gedärmen und kochendem Blut. Mit angehaltenem Atem sprang Ben zum Fenster und öffnete es. Keuchend rang er nach Atem und schloss für einen Moment die Augen, was keine gute Idee war; denn dadurch wurde ihm noch übler, und Albtraumbilder von Schroths Tod zuckten vor ihm auf.

Mit Mühe gelang es ihm, das Gewehr aus dem Tümpel, den die Leiche darstellte, zu fischen, ohne sich zu besudeln.

»Tut mir leid, Kumpel«, sagte er leise, und er meinte es durchaus aufrichtig.

Dann begann er eilig mit den Vorbereitungen, die für den Besuch der unterirdischen Schächte vonnöten waren. Die Zeit

drängte – es war bereits später als mit Reichardt vereinbart. Ben hoffte, dass er den Mann am Treffpunkt noch vorfinden würde. Er steckte seine Datenbrille ein, die gleichzeitig als Nachtsichtgerät diente, und nach kurzem Zögern griff er auch nach einem Ersatzmagazin für seine Glock.

Schließlich verließ er im Laufschrift das Hotelzimmer und hängte außen an die Tür das Schild mit der Aufschrift *Bitte nicht stören!*, da er vermeiden wollte, dass jemand in seiner Abwesenheit das Zimmer betrat.



Die Schritte kamen näher, ganz langsam, als flaniere dort ganz gemütlich ein Müßiggänger. Doch dieser Eindruck wurde durch leises Knurren und Keuchen gestört, dass zu ihnen in die Kammer geisterte und von irgendwoher ein leises Echo hatte. Wer immer dort war, musste nun genau an der Grenze zum draußen verlaufenden Gang sein. Obwohl es stockfinster war, glaubte Stefan, dass die Gestalt alles ganz genau erkennen konnte. Er hatte das Licht seines Handys ausgeschaltet. Er umklammerte es so heftig mit der linken Hand, als sei es sein Schutz.

Sein Herz schlug ihm bis zum Hals, so kam es ihm vor; die Angst, die er in diesem Moment empfand, war unbeschreiblich; und noch schlimmer war, dass er zum Nichtstun verdammt war. Wenn nur Ben irgendwo in der Nähe wäre, doch daran glaubte Stefan nicht. Und selbst wenn es so gewesen wäre, was hätte sein Kollege schon ausrichten sollen.

Die Gestalt betrat die Kammer, die offenbar nackten Füße klatschten schwerfällig auf den Steinboden. Rasselnd stieß sie den Atem aus und sog frische Luft ein. Sie ging an den beiden gefesselten Männern vorbei, ohne sie scheinbar zur Kenntnis zu nehmen. Stefan Crenz zog seine Beine zu sich heran, um einen Kontakt zu vermeiden. Neben sich hörte er Ralf Josten etwas stammeln, vielleicht suchte er Hilfe in Gebeten.

Dann hielt der Besucher inne, er musste bereits am Ende des Gefängnisses angelangt sein. Dort, so dachte Stefan, lag die ausgeweidete Leiche des Mannes. Er spürte, wie ihm ein

Schauer über den Rücken lief. Jegliches Kältegefühl, das ihn vorhin noch gepeinigt hatte, war nun verschwunden.

Geräusche erklangen, die er nicht einordnen konnte. Die Gestalt schien sich nun gesetzt oder hingekniet zu haben. Und dann ...

»Mein Gott«, murmelte Stefan. Er stellte sich auf seine wackligen Beine und zerrte an seiner Fessel. Die Angst sprang ihn an wie ein wildes Tier. Seine Hand zitterte, dennoch schaltete er das Licht an. Ein erstickter Laut entfuhr ihm. Tief über die Leiche gebeugt, kauerte das Monster und riss mit gebleckten Zähnen am verwesenden Fleisch. Stefan Crenz konnte hören, wie Sehnen und Muskeln zerbissen wurden.

Brüllend drehte sich das vollkommen nackte Schreckenswesen, das bleich und klapperdürr auf seinen knöchernen Knien hockte, zu Stefan um, das Licht bereitete ihm offenkundig Unbehagen. Das Gesicht war eingefallen und wirkte dadurch lang gezogen, die Augen waren blutrot und groß wie Murmeln, am Schädel krallte sich ein Geflecht aus dünnen, toten Haaren, für die ein Mann verspottet worden wäre. Dicke Sehnenstränge liefen an beiden Seiten des langen und dünnen Halses entlang. Das Schlimmste jedoch war der Mund, der eher einem raubtierhaften Maul glich. Die Zähne wuchsen lang und schief aus dem Fleisch hervor. Zwischen den geöffneten blutleeren Lippen sah Stefan etwas Bleiches schimmern, das immer wieder durch Kaubewegungen zermalmt wurde.

Brüllend sprang die Horrorgestalt auf Stefan zu, der von der Schnelligkeit überrascht wurde, und schlug ihm das Handy aus der Hand; der flirrende Lichtstrahl wies den Weg, den das Gerät nahm. Als es am Boden aufprallte, erlosch das Licht, und Finsternis raste mit der Wucht eines Fallbeils auf Stefan zu. Die Gestalt stand unmittelbar vor ihm, allein der Geruch, den sie verströmte, sagte ihm das. Er schloss die nutzlosen Augen und wartete mit erhobenen Armen, mit denen er sein Gesicht schützte, auf den tödlichen Hieb. Doch nichts geschah.



Nach einer Weile widmete sich das Wesen wieder seinem Verlangen und Stefan lauschte mit verzerrtem Gesicht dem erschreckenden Mahl des Monsters. Jeder Laut, jedes Reißen einer widerspenstigen Sehne und jedes Hinunterwürgen schlich sich in seinen Geist, und er presste sich verzweifelt die Hände auf die Ohren, doch auch dann vernahm er noch dieses Schlürfen und Schmatzen.

Endlich spürte er einen leisen Windhauch, der besagte, dass die Gestalt sich von seinem menschlichen Trog erhoben hatte und hinaus auf den Gang schwankte, so schwerfällig wie zuvor. Der Geruch von Blut und verdorbenem Fleisch blieb bei ihnen und erinnerte sie zu jeder Sekunde daran, was ihnen blühte.

Erst nach einigen Minuten fiel Stefan auf, dass Josten seine Gebete, oder womit er sich die ganze Zeit über beschäftigt hatte, eingestellt hatte.

\*

Elke Josten wäre beinahe an der Stelle vorbeigefahren, an der ihrem Mann das Unglück passiert war. Lediglich das flatternde Band der Polizeiabsperrung, das sie aus den Augenwinkeln bemerkte, ließ sie abrupt anhalten. Für einige Sekunden blieb sie reglos hinter dem Steuer des Mazda sitzen und starrte auf die markierte Stelle. *Wie war das nur alles geschehen?*, dachte sie und schüttelte fassungslos den Kopf. Zu dem Ort des Unglücks zurückzukehren machte nichts besser. Wenn Elke gedacht hatte, hier eine Erklärung zu finden, dann wurde sie nun vom Gegenteil überzeugt. Warum, um Himmels willen, war aus einem Schön-Wetter-Spaziergang ein albtraumhafter Horror geworden, der erst Ralf und schließlich auch sie verschlang. Konnte man das einfach so mit einem Zufall abtun, dem sie hier zum Opfer gefallen waren? Elke mochte das nicht glauben, aber auch der Gedanke an Vorbestimmung gefiel ihr

nicht. Winzige Stimmen des Zweifels wirbelten wie Granatsplitter durch ihren Kopf, doch sie hörte nicht auf das Raunen, denn sie spürte, dass all diese Gedanken zu nichts weiter gut waren, als ihr noch größere Verzweiflung zu bescheren. Sie musste sich nun endlich auf ihre Aufgabe besinnen.

Aus dem Kofferraum wuchtete sie zwei Kanister, die sie auf der Fahrt hierhin an einer Tankstelle mit Benzin gefüllt hatte. Sie wusste, es wäre eine elende Schinderei, die schweren Behälter durch die unterirdischen Gänge zu tragen, doch daran wollte sie im Moment keinen Gedanken verschwenden. Sie zog sich eine dicke Winterjacke an, die ebenfalls im Kofferraum lag, und zog sich die Kapuze über den Kopf. Außerdem wuchtete sie sich einen Rucksack auf die Schultern. Eine Lampe baumelte an einem Band, das um ihren Hals hing.

Kurz vor dem Erreichen der Tankstelle hatte sie sich notdürftig von den Blutspuren gesäubert. Bei der Erinnerung an ihr Mahl verzog sich ihr Gesicht gleichermaßen vor Ekel und neuer Gier. Mit dieser Tat hatte sie ihr Recht aufs Menschsein ein für alle Mal ausradiert; sie war nichts weiter als eine Bestie, eine Verunstaltete obendrein. Sie spürte immer noch den Geschmack von Blut auf ihrer Zunge, und auch das rohe Fleisch ließ noch immer ihre Sinne vibrieren; wie kalt es gewesen war, wie sehnig und überraschend geschmackvoll, auf jeden Fall geschmackvoller, als sie vermutet hätte. Der tote Hotelier sah nicht nach einer Delikatesse aus. Sie hatte die besten Happen unter einer dicken und unansehnlichen Schicht aus Fett erschnüffelt, welches sich in ihrem Mund beinahe verflüssigt hatte.

Elke schloss die Augen und hoffte, dass sie sich nicht würde übergeben müssen, doch gleichzeitig überkam sie neue Gier, neuer Hunger, und sie sehnte sich für einen Moment zurück ins Hotel, wo vermutlich noch immer der Trog aus menschlichen Gebeinen unentdeckt auf sie wartete. Soviel gab es noch zu entdecken, zu kosten, zu fressen und aufzuschlüpfen. Es

war ein beinahe lustvolles Verlangen, und es kostete sie viel Kraft, sich von ihm zu lösen. Sie verspürte Enttäuschung, als es ihr tatsächlich gelang. Die Bestie in ihr zog sich knurrend zurück, doch sie blieb in der Nähe und wartete auf die nächste Möglichkeit, sich aus dem Dunkel auf sie zu stürzen.

Schwer atmend gelangte Elke an den Rand der Unglücksstelle und stellte die Kanister auf den Boden.

Plötzlich hörte sie hinter sich ein Rascheln, dann die Stimme: »Sind Sie im Auftrag der Herren Fuller und Crenz hier?«

Elke Josten musste einen Aufschrei unterdrücken, der ihr mit aller Macht entschlüpfen wollte. Sie wirbelte herum, kam dabei ins Straucheln und wäre beinahe über einen Kanister gestolpert. Gefährlich nah am Loch fing sie sich und trat eilig zwei Schritte vor, weg von dem Schlund. Im Dunkel der Nacht sah sie die Umrisse eines Mannes wenige Meter von ihr entfernt stehen, der in diesem Augenblick eine Lampe einschaltete. Sie hatte schon an der Stimme erkannt, dass sie einen alten Menschen vor sich hatte, und nun bekamen auch ihre Augen den Beweis.

Demnach war es kein Polizist, den man zur Bewachung der Einsturzstelle abkommandiert hatte. Aber was, zum Teufel, machte er hier? Irgendein schlafloser Fetischist, den Orte befriedigten, an denen andere Menschen zu Schaden kamen? Es gab genügend Irre auf dieser Welt; warum sollte es einen von ihnen nicht nach Fell verschlagen? Doch dann entsann sie sich seiner Worte. Die Namen Fuller und Crenz waren gefallen. Hatte der Alte etwa mit den beiden Agenten zu tun? Im nächsten Augenblick bekam sie die Antwort auf diese Frage zu greifen. Die Männer hatten den Greis als Führer engagiert, der sie durch die Schächte lotsen sollte, vermutlich hatte er früher unter Tage gearbeitet und kannte sich noch einigermaßen aus. Zumindest wusste er, wo die Gefahren lauerten.

Tatsache war jedoch, dass beide nicht hier waren, und das sagte vieles aus. Elke musste nur eins und eins zusammenzäh-

len, um zu einer für sie logischen Schlussfolgerung zu gelangen. Auch sie waren tot, hingerichtet von dem Unheimlichen, dem Elke die Unterkunft der beiden Agenten gegeben hatte, in der Hoffnung, sie würden etwas gegen ihn ausrichten können. Und selbst, wenn die Wahrheit doch anders liegen sollte, spielte das für Elke keine Rolle. Sie durfte nun keine Zeit mehr verlieren. Ihr Plan duldeten keinen Aufschub, denn mit jeder Minute, die verstrich, wurde sie den Monstern ähnlicher. Noch lebte in ihr der menschliche Funke, doch er war schwach wie eine Kerzenflamme im Wind.

Sie bemerkte, dass der alte Mann sie erst erwartungsvoll und dann, als sie die Antwort schuldig blieb, voller Misstrauen anschaute. Elke nickte und beantwortete seine Frage, wobei sie froh war, dass er ihr nicht ins Gesicht leuchtete und ihre entarteten Züge sah. »Ja, ich bin die Assistentin von den Herren Fuller und Crenz. Sie wollten heute Abend hinunter, doch leider kam ihnen etwas dazwischen. Sie baten mich, für sie einzuspringen. Sie erwähnten, dass Sie eintreffen würden. Leider weiß ich Ihren Namen nicht mehr. Sie sind ...?« Sie schnippte mit den Fingern und tat so, als läge ihr der Name des Mannes auf der Zunge.

»Reichardt«, kam ihr der Mann entgegen. »Alois Reichardt.«

»Elke Josten.« Für einen Moment befürchtete sie, ihr Name könne ihm etwas sagen, schließlich war Fell nur ein kleiner Ort, doch er zeigte keine Regung. Stattdessen kam Reichardt auf sie zu und drückte ihr die Hand. Sein Händedruck war überraschend fest und strahlte eine Energie aus, die Elke einem Mann seines Alters kaum mehr zugetraut hätte.

Nun schien es, als würde er ihr Gesicht mustern; sein kleines freundliches Lächeln schwand und machte einem anderen Ausdruck Platz. Vielleicht Verunsicherung, vielleicht Angst. Elke wusste, wie sie aussah, ihr Spiegel, in den sie den ganzen Tag gestarrt hatte, zeigte unverhohlen das Bild einer hässlichen Frau mit wächserner Haut, einem schmalen Mund mit

rissigen, aufgeworfenen Lippen, hinter denen ein raubtierhaftes Gebiss blitzte. Nur noch ein paar Haarbüschel zierten ihren blanken Schädel, sie konnte sie ohne Mühe herausreißen. Ihre Augen blickten auf beunruhigende Weise stumpf und leblos, wie man es gelegentlich bei desillusionierten Tieren im Zoo sehen konnte. Ihr flackernder Blick verriet, dass das Leben nichts Lebenswertes mehr für sie bereithielt.

Konnte Reichardt das alles erkennen und deuten? Elke Josten wandte sich eilig ab und zog die Kapuze noch tiefer ins Gesicht.

»Allerdings rief mich vorhin Herr Fuller an und sagte, dass er allein hinunter wollte, da Herr Crenz überwältigt wurde und offensichtlich bereits unten ist, natürlich nicht ganz freiwillig. Davon wissen Sie doch, oder?«

Elke versuchte, diese Information im Bruchteil einer Sekunde zu verarbeiten. »Natürlich weiß ich davon, mir war nur nicht klar, dass auch Sie Bescheid wissen, und ich wollte die Sache nicht komplizierter machen, als sie es ohnehin schon ist. Herr Fuller ist auf einer anderen Spur, der er unbedingt nachgehen muss, und er bat mich, hier für ihn einzuspringen.«

»Eine Frau allein auf dieser gefährlichen Mission?« Alois Reichardts Stimme drückte Missfallen aus und bewies, dass er die alte Schule beherrschte und einer hilflosen Frau zur Seite stehen wollte.

Darauf ging Elke ein. »Das ließ sich nun angesichts der Umstände leider nicht mehr vermeiden. Aber vielleicht bin ich ja nicht allein. Vielleicht ... nun, ich frage mich ...« Sie hielt inne und suchte scheinbar nach den passenden Worten für ihr Anliegen.

»Zwar wollte Herr Fuller nicht, dass ich mit hinuntergehe, aber vielleicht bietet sich ja nun doch eine Möglichkeit, dass ich mich nützlich mache. Angesichts der Umstände ...« Er schmunzelte und sah Elke beinahe so sehnsuchtsvoll an wie ein Kind, dem eine Leckerei versprochen wurde.

»Das würden Sie für mich wirklich machen?«, rief Elke Josten erfreut aus, und dabei musste sie sich kaum verstellen. »Ich versichere Ihnen, dass Ihnen nichts geschehen wird. Ich gehe zuerst runter und Sie folgen mir dann. Könnten Sie bitte die Kanister runterlassen, wenn ich unten bin?«

»Was haben Sie denn damit vor? Da ist doch sicher Benzin drin, oder? Wollen Sie dort unten ein Feuer zünden?«

»Wir gehen davon aus, dass wir es mit einer Plage zu tun haben, Herr Reichardt«, sagte Elke mit Nachdruck. »Diese Wesen können gefährlich werden. Zumindest glauben wir das. Unsere Absicht ist es zunächst, die Bewohner dort unten mit Feuer zu vertreiben. Vielleicht gelingt uns das.«

Die Antwort gefiel Reichardt ganz offenbar nicht. Sein Zaudern war Anlass für Elke Josten, einfach in die Tiefe zu gleiten, sodass der Mann, wollte er sie nicht in der Dunkelheit allein lassen, folgen musste. Sie hörte ihn oben rumoren und stöhnen, als er einen Kanister in die Hand nahm. Dann verdunkelte sich die Öffnung über ihr, und sie sah, dass er ihr einen Kanister nach unten reichte. Und gleich darauf folgte der zweite, bevor Reichardt selber hinunterkam, allerdings wesentlich langsamer als Elke Josten dies bewerkstelligt hatte. Sie schaltete ihre Lampe an und nahm einen Kanister in die Hand.

»Glauben Sie, Sie könnten den anderen Kanister tragen?«, fragte sie mit zuckersüßem Ton in ihrer Stimme.

»Aber sicher«, antwortete Reichardt mit vor Aufregung bebender Stimme. So viele Jahre war er nicht mehr hier unten gewesen. Die alten Bergwerkschächte von Fell, die auf eine lange Tradition zurückblicken konnten, waren für ihn immer eine faszinierende Geschichte gewesen. »Darf ich vorgehen?«, fragte er, und ein schüchternes Lächeln erschien auf seinem Gesicht.

»Gerne«, antwortete Elke Josten zufrieden. Erleichtert, dass der Mann aufgrund seiner Kenntnisse ihr vieles abnehmen konnte, folgte sie ihm in die Finsternis.



Ben Fuller blickte finster auf seine Uhr. Es war bereits zweiundzwanzig Uhr dreißig, von Alois Reichardt sah er keine Spur. Und doch musste der alte Mann gekommen und noch in der Nähe sein; am Wegesrand stand sein Auto, ein alter Mazda, der nicht so recht zu Reichardt zu passen schien. Suchend drehte Ben sich im Kreis, doch er sah den Mann nicht. Erkundete er etwa den Wald und vertrieb sich auf diese Weise die Zeit?

»Herr Reichardt?«, rief Ben in die Stille hinein. Er vernahm ein Rascheln von Laub in seinem Rücken, doch als sich rasch umdrehte, sah er nichts. Vielleicht ein Tier, das von der menschlichen Stimme aufgeschreckt worden war.

Leise fluchend eilte er zu dem Mazda; möglicherweise hatte Reichardt es sich dort gemütlich gemacht. Doch diese Hoffnung erwies sich als falsch, niemand saß im Wagen.

Plötzlich stutzte Ben und vor Erstaunen erstarrte er zu einer Säule. Er beugte sich erneut zu dem Seitenfenster hinunter und schaute angestrengt ins Wageninnere. Tatsächlich, er hatte sich nicht geirrt – auf dem Beifahrersitz lag eine Damenhandschuh. War dies etwa gar nicht Reichardts Auto? Aber wer sollte am späten Abend noch hier draußen sein? Langsam umrundete Ben das Auto. Er begutachtete das Kennzeichen und benötigte kaum zwei Sekunden, um seinen Irrtum zu erkennen. Das Unterscheidungszeichen trug die Buchstaben EJ. Hörbar stieß Ben die Luft aus und fasste sich an den Kopf. Das waren die Initialen von Elke Josten. Fragen schossen ihm

durch den Kopf. Hatte sie sich Zutritt zu den Schächten verschafft? Doch warum? Um ihren Mann zu retten – oder um ihn zu fressen? Wie weit war die Veränderung bereits vorangeschritten? Diese Frage hatte selbst Schroth nicht beantworten können. Vielleicht war es längst zu spät, um einen Gedanken an Elke Jostens Rettung zu verschwenden. Doch die wichtigste Frage war: Wo war Reichardt? Ben konnte sich gut vorstellen, dass es vor Kurzem zu einem unheilvollen Zusammentreffen gekommen war. Hatte die Frau Reichardt überredet oder gezwungen, sie zu begleiten? So oder so – Reichardt befand sich in höchster Lebensgefahr. Er wusste gar nicht, worauf er sich da eingelassen hatte. Ben ärgerte sich maßlos, dass er dem alten Mann die Erlaubnis gegeben hatte, ihm vor dem Abstieg noch einige Utensilien mit auf den Weg zu geben. Diese Nachgiebigkeit war es möglicherweise nun, die Reichardt das Leben kosten konnte. Falls er überhaupt noch lebte.

In aller Eile kleidete Ben sich um, tauschte seine Schuhe gegen Gummistiefel, die zwar hässlich und schmutzig waren, ihm jedoch ausreichend Schutz vor Nässe boten, dann zog er sich die gefütterte und wasserabweisende Jacke an, die Reichardt gehörte. Er setzte seine Datenbrille auf, die ihm als Nachtsichtgerät diente. Sein Messer steckte er in die Außentasche seiner Jacke, sodass er jederzeit schnell an diese Waffe gelangen konnte. Zum Schluss stülpte er sich einen Helm über den Kopf. Zwar war eine Lampe daran befestigt, doch wegen der Brille verzichtete er darauf, sie einzuschalten.

Solcherart gewappnet begab er sich zur Einsturzstelle und ließ sich in die Tiefe hinab, nachdem er sich vergewissert hatte, dass die Luft rein war.

Kälte schlug über ihm zusammen; er fühlte sich wie in Eiswasser getaucht. Kaum war er unten, sehnte er sich bereits wieder nach oben, hin zu Weitläufigkeit und Wärme. Hier drunten klang der säuselnde Laufhauch wie eine endlose Bedrohung. Wer in diese Tiefe stieg, war ausgeligt für das Leben



an der Oberfläche. Allein durch den Abstieg wurde man zum Gespenst, das durch stille, finstere Gänge schlich. Man atmete und hörte und schnüffelte, doch in Wahrheit schrumpfte man mit jedem zurückgelegten Meter immer mehr zum Geist und nur ein Wunder kehrte diesen Prozess der Wandlung wieder um.

Ben schüttelte verdrossen den Kopf und sagte sich, dass es für solche Gedanken noch etwas zu früh war. Er riss die Augen auf, um in dieser Finsternis, die durch die Datenbrille aufgeweicht wurde, kein Detail zu übersehen.

Hin und wieder tasteten Wurzeln über den Helm oder seinen Nacken, die Berührung ähnelte der von eiskalten Fingern. Ständig fielen Wassertropfen zu Boden und manchmal bekam auch Ben einen Guss ab. Er versuchte, die Laute des Aufpralls zu ignorieren.

Seine Gummistiefel sanken bei jedem Schritt in den Morast ein; sein Vorankommen wurde von einem ständigen Schmatzen begleitet, das von ihm verursacht wurde. Die Stützbalken standen noch genauso, wie er es von seinem ersten Besuch in Erinnerung hatte; anscheinend hielt die Konstruktion noch eine Weile. Wie jedoch würde es in den weiter entlegenen Gängen und Schächten sein? Ben konnte kaum ermessen, wie groß die Gefahr eines Einsturzes war. Er musste ganz einfach hoffen, dass das Glück ihm zur Seite stand. Umkehren konnte er nicht, wollte er nicht. Es galt, mindestens drei Menschenleben zu retten, vielleicht vier, wenn es für Elke Josten noch eine Rettung gab.

Doch Ben bezweifelte, dass es ihm bei allen gelingen würde.

\*

»Ralf!«, rief Stefan Crenz, doch er bekam keine Reaktion; neben ihm, wo in der Finsternis Ralf Josten hockte, blieb alles still. Still, kalt und tot. Stefan wünschte sich nun sein Handy

herbei, um ein wenig Licht zur Verfügung zu haben, doch das lag außerhalb seiner Reichweite, und vielleicht war es auch zerstört.

Er lauschte in die Stille hinein, in der Hoffnung, leise Atemzüge zu vernehmen, doch das war nicht der Fall.

»Josten!«, schrie Stefan so laut er konnte. »Öffnen Sie die Augen! Antworten Sie mir!«

Nichts geschah. In seiner Verzweiflung riss Stefan sich einen Schuh vom Fuß und warf ihn in Jostens Richtung. Er hörte den Aufprall des Schuhs auf den Körper des Mannes, doch es folgte kein Protestlaut. Entweder war der Mann tot oder in eine tiefe Bewusstlosigkeit gefallen, aus der es kein Erwachen mehr geben würde.

Und dann hörte er doch etwas. Stefan hielt den Atem an und lauschte. Er konnte die Geräusche nicht einordnen, ein Schleifen, ein Rascheln. Lebte Josten doch noch? Regte er sich?

»Ralf?«, fragte Stefan in die Finsternis hinein. *Antworte, dachte er, antworte, verdammt noch mal.*

Immer noch konnte er das Geräusch hören, es war leise und doch permanent zu vernehmen. Bis es plötzlich verstummte. Vor seinem inneren Auge sah Stefan das Bild von Jostens Körper, der, von dem Treffer des Schuhs erschüttert, an der rauen Wand entlang zur Seite rutschte, bis das Seil, das um das Handgelenk gelegt war, nicht weiter nachgab.

»Verdammt!«, stieß Stefan hervor. Ein tiefes Gefühl der Niedergeschlagenheit erfasste ihn. Vergebens, es war alles vergebens gewesen. Der Mann, zu dessen Rettung sie hierhin gekommen waren, war verloren, und ihm, Stefan, würde es unter Umständen bald genauso ergehen. Nachdem er seine Jacke Ralf Josten gegeben hatte, fror er noch jämmerlicher, ganz gleich, wie oft er seine wärmenden Übungen auch machte. Er zitterte am ganzen Körper und seine Zähne schlugen hörbar gegeneinander.

Er dachte an Ben Fuller, der vielleicht schon auf dem Weg zu

ihm war, doch die Frage blieb, wie es ihm gelingen sollte, dieses Gefängnis zu finden, das tief im Gedärm der Erde lag. Niemand konnte sagen, wo genau das war. Auch Reichardt, so dachte Stefan, würde es nicht herausfinden können. Nicht rechtzeitig. Er versuchte, abzuschätzen, wie viel Zeit ihm noch blieb. Wann würde die erbarmungslose Kälte jegliches Lebensgefühl aus ihm herausgesaugt haben, wann würde ihm alles vollkommen gleichgültig sein? *Vielleicht noch zwölf Stunden*, dachte er, und diese kurze Spanne ließ Panik und Verzweiflung in ihm aufflammen.

Verzweifelt zerrte er an dem Seil, das seinen kalten und gefühllosen Arm umklammerte. An seinem Handgelenk hatte er sich längst eine offene Wunde eingehandelt, die raue Fessel schliff mit jeder Bewegung Haut ab und die Verletzung pochte und brannte sehr stark. Er versuchte seine Finger zu bewegen, doch es gelang ihm kaum. Er wusste, dass es besser wäre, wieder aufzustehen und mit den Übungen weiterzumachen, doch er empfand plötzlich eine viel zu starke Müdigkeit, die alles andere überlagerte. Machte Kampf noch Sinn, wenn er wusste, dass alle Mühe ohnehin vergebens war? Plötzlich drang seine Frau Judith in seinen Sinn und er schluchzte auf. Sähe er sie jemals wieder? Konnte das wirklich sein, dass sein Leben in diesem finsternen Loch endete?

Der Gedanke an sie bewirkte, dass er die Lethargie abschüttelte. Mühevoll rappelte er sich wie ein Volltrunkener auf die Beine und langsam, dann immer schneller machte er seine Übungen, spannte die Muskeln an, so gut es ging, lief auf der Stelle und machte Kniebeugen. Er arbeitete verbissen und war nach wenigen Minuten bereits völlig außer Atem. Er fühlte sich wie eine vor Kälte träge Fliege, die müde an der Wand klebte.

Wärmer wurde ihm zwar nicht, aber die Verzweiflung wich ein wenig und seine Gedanken wurden klarer. Sein Atem ging hechelnd, dennoch hatte er beinahe das Gefühl zu ersticken. Er-

schöpft lehnte er den Kopf gegen die kalte und harte Wand und gönnte sich eine kurze Pause. Er konnte im Moment nichts weiter tun, als am Leben zu bleiben, und das wollte er so lange tun, bis es aussichtslos war. Dieser Moment jedoch war noch nicht da.

»Noch lange nicht«, sagte er mit vor Kälte und Angst bibernder Stimme zu den beiden kalten Leichen, die seine einzigen Zuhörer waren.



Schmale Lichtbögen ihrer Lampen zerschnitten die Finsternis, die sich zu allen Seiten hin staute und nur darauf zu warten schien, die beiden Menschen vollends auszulöschen. Mit einem dumpfen Geräusch stellte Alois Reichardt den schweren Kanister auf dem Boden ab. Schwer atmend wischte er sich den Schweiß von der Stirn. Sie waren noch nicht sehr weit gekommen, doch er fühlte sich bereits jetzt, als stünde sein Zusammenbruch unmittelbar bevor.

Elke Josten tauchte hinter ihm auf und blieb ebenfalls stehen. Nun, im hellen Strahl seiner Lampe, konnte Alois Reichardt ihr Gesicht erkennen, das einen erschreckenden Anblick bot. Es ähnelte vielmehr einer Maske, die man zum Erschrecken anderer Leute aufsetzte. Ihm wurde bewusst, dass er sie schamlos anstarrte, doch er konnte seinen Blick einfach nicht abwenden. Die spröden Lippen, die blass und dünn wie Paketschnüre im Gesicht klebten und hin und wieder zuckten, als lauere hinter ihnen im Dunkel des Schlundes etwas darauf, hervorzuquellen. Genauso farblos waren ihre Augenbrauen, sodass es beinah schien, sie hätte gar keine. Umso größer wirkten dadurch ihre Augen, die seinem Blick standhielten. Nicht nur groß waren sie, sondern sie quollen auch hervor, als wollten sie aus den Höhlen platzen. Das Licht seiner Lampe spiegelte sich in ihnen, doch es schien, als würde es Elke Josten nichts ausmachen.

»Genug gesehen?«, fragte sie, und ihre Stimme klang betont lässig. Sie verzog ihren Mund zu einem Lächeln, wodurch ihr

Gesicht wie durch Geisterhand in die Länge gezogen und der Eindruck, sie trüge eine Maske, noch verstärkt wurde. Hinter den Lippen, die wie abweisende Barrieren wirkten, erkannte Reichardt für eine Sekunde Zähne. Schlechte Zähne, bemerkte er, sehr schlechte Zähne. Schief und lang schienen sie zu sein, zu groß für einen menschlichen Mund; Zähne eines Unge-tüms. Doch hier gaukelte ihm sein Geist sicher etwas vor und das fahrige Licht tat sein Übriges.

»Ich ...«, krächzte er und verstummte, weil er nicht wusste, was er sagen sollte. Plötzlich wünschte er sich fort von hier. Warum hatte er sich eingemischt und angeboten, die unheimliche Frau zu begleiten? Gehörte sie überhaupt zum Team der Agenten? Plötzlich bezweifelte er es, denn die beiden Männer hatten sie mit keinem Wort erwähnt. Doch hätten sie das nicht tun müssen, um alle Eventualitäten abgesichert zu haben? Aber wer war sie dann?

»Ist ihnen nicht gut?«, fragte Frau Josten. Sie lächelte nicht mehr. Ihre Augen blickten tückisch, verschlagen.

»Nein«, entgegnete Reichardt, »ich fühle mich schwach.« Das war eine vollkommene Untertreibung, doch er beließ es dabei. Zu mehr Konversation fühlte er sich im Moment nicht imstande. Mit der Erschöpfung, die wie ein Leichentuch auf ihm lag, schien auch ein wachsender Mangel an Autorität einherzugehen. Wie sollte er ihr klarmachen, wie schlecht es ihm ging, wie schwach er sich fühlte? Ein Blick in diese Augen sagte ihm, dass die schreckliche Frau ihn nicht würde umkehren lassen.

»Zwei Minuten.«

»Was?«, fragte er.

»Wir machen zwei Minuten Pause.«

Der Gang lag still und dunkel vor ihnen, nur zu Boden fallende Wassertropfen und der permanent wehende Wind waren zu hören. Sie befanden sich in einem neuen Abschnitt des Ganges; dieser wurde nicht mehr mit Stützbalken gesichert,

dennoch gab es kein Anzeichen dafür, dass ein Einsturz drohte. Wie lange kalte Finger ragten nasse Wurzelenden in die Tiefe. Kälte, Nässe, Dunkelheit – sonst gab es nichts hier drunten. Für Elke Josten war es undenkbar, dass ein Mensch hier lange überleben konnte. Wenn nicht die Monster Ralf umgebracht hatten, dann hatten es die Umstände getan. Das war der Moment, in dem sie sich ein wenig Trauer gewünscht hätte, doch sie empfand nicht einmal Wehmut, sondern nur heißen Zorn.

Es schien, als hätte Elkes Wesen eine Veränderung erfahren, als sie den Abstieg gewagt hatte. Sie hatte alle menschlichen Konventionen abgelegt wie ein schmutziges Hemd. *Das war ein bedeutsamer Verlust*, dachte sie, *denn waren es nicht gerade Regeln und Gepflogenheiten, die einen Menschen vom rasenden Tier unterschieden?* Sie runzelte die Stirn, als ein vager Gedanke in ihr entstand. Waren Ghule vielleicht nichts weiter als Abstrakte vom Menschen, die göttliche Idee von schlichtem Leben? Ein reines Leben, nur die Existenz an sich, sodass sich für jegliche Aufgaben nur klar umfasste Lösungen anboten.

Obgleich ihr dieser Gedanke gefiel, weil er etwas Warmes und Schützendes hatte, so wollte sie sich dennoch nicht länger mit ihm beschäftigen und schon gar nicht widerspruchslos anerkennen, denn sie spürte, wie dieser Gedanke ihren Plan, weswegen sie die Mühe des Abstiegs auf sich genommen hatte, torpedierte und aufweichte. Das durfte sie nicht zulassen. Sie musste ihr Vorhaben zu Ende bringen. Sie musste ... Benommen schüttelte sie den Kopf.

»Gehen wir weiter!«, herrschte sie Alois Reichardt an, als trüge er die Schuld an ihrer plötzlichen inneren Zerrissenheit. Sie sah, dass der Mann, der eigenen Gedanken nachhing, zusammenzuckte. Mit einem grimmigen Ausdruck im Gesicht griff sie nach ihrem Kanister und schleppte ihn mit sich. Sie ging voran, ohne darauf zu achten, ob Reichardt ihr folgte. Doch nach wenigen Sekunden vernahm sie sein erbarmungs-

würdiges Stöhnen und Ächzen, das ihn gespenstisch begleitete.

Bald wurde der bislang recht breite Gang schmaler, bis Elke sich hindurchzwängen musste; zu beiden Seiten kam sie mit der Wand in Berührung. Der Transport des schweren Kanisters wurde dadurch noch kraftraubender, da sie ihn nun vor sich herwuchten musste. Noch schlimmer wurde es, als auch die Decke immer niedriger wurde und sie den Kopf einziehen musste.

*Eng wie in einem Grab*, dachte sie und ein Frösteln zuckte an ihrem Rücken hinab. Woher diese Veränderung des Ganges rührte, vermochte sie nicht zu sagen, vielleicht war es einfach Nachlässigkeit der Erbauer.

Reichardt stöhnte voller Qual auf, als er die Verengung des Schachtes bemerkte. Er war deutlich größer und auch fülliger als die Frau, daher musste er in stark gebeugter Haltung gehen. Elke wandte sich nicht um, um zu sehen, ob der alte Mann die Strapazen bewältigen konnte. Stoisch ging sie weiter, wobei sie oft ins Straucheln geriet, wenn sie mit einem Fuß gegen den Kanister trat, was unvermeidlich war.

Der Boden war mit tiefen Wasserlachen übersät und so schlammig, dass sie manchmal bis zu den Knöcheln einsank. Sie trug kein passendes Schuhwerk, aber das war ihr egal. Sie achtete jedoch darauf, ihre Schuhe, die eine dicke Sohle hatten, nicht zu verlieren, denn wer vermochte schon zu sagen, womit der Boden übersät war. Sie wollte keine Verletzung provozieren, die sie am Vorankommen hinderte.

»Nur keine Müdigkeit!«, rief sie laut, als Reichardt immer mehr den Anschluss verlor.

»Ich komme ja schon«, stöhnte Reichardt. Sie hörte seinen asthmatischen Atem und verdrehte die Augen.

»Es ist nicht mehr weit.« Elke Josten sagte dies beiläufig, um Reichardts letzte Kraftreserven zu mobilisieren, und obgleich er die Unsinnigkeit ihrer Worte erkennen musste, protestierte



er nicht. Vielleicht fehlte ihm einfach die Kraft, vielleicht war es ihm gleichgültig.

Außerhalb des tänzelnden Lichtscheins ihrer hellen Lampe sah Elke immer häufiger glänzende, flirrende Punkte in Bodennähe auftauchen. Doch gerade wenn sie nah genug heran war, um zu erkennen, worum es sich handelte, verschwanden sie wie ein Spuk, der sie narren wollte.

Ratten, erkannte sie schließlich, das müssen Ratten sein, deren Augen das Licht stecknadelkopfgroß widerspiegelten. Vielleicht ein Dutzend oder noch mehr, die noch Respekt vor den Eindringlingen hatten. Doch sie fragte sich, wie lange das so bleiben mochte.

Die Enge des Ganges war nun so klaustrophobisch, dass Elke für einen Moment die Möglichkeit ihrer Umkehr erwog, doch dann schüttelte sie unwillig den Kopf. Von solchen Widrigkeiten wollte sie sich nicht einschüchtern lassen; weder diese unheimliche Enge noch die Ratten, die vor ihnen im Dunkel lauerten, würden ein Grund zum Scheitern sein.

»Ich werd es schaffen«, murmelte sie fatalistisch und stemmte den schweren Kanister voran. Erleichtert stellte sie fest, dass der Gang bald wieder breiter wurde und auch an Höhe gewann.

»Ich kann nicht mehr«, stammelte Reichardt einige Meter hinter ihr. Er ließ den Kanister achtlos fallen, sodass Wasser aufspritzte.

Langsam drehte Elke sich zu ihm um und ging dann mit einem Schulterzucken auf ihn zu. Was sind schon ein paar Minuten Pause, die wir uns gönnen?, überlegte sie. Der Mann hatte ihr bislang gute Dienste erwiesen, daher wollte sie nicht auf seine Hilfe verzichten. Zwei Kanister hätte sie angesichts dieser Verhältnisse kaum voranbringen können.

»Ruhen Sie sich ein paar Minuten aus«, sagte sie, und auch sie stellte ihren Kanister nun ab.

Trotz der Nässe ließ sich der alte Mann mit einem atemlosen

Schnauer zu Boden sinken. Er schloss die Augen, während er mit geöffnetem Mund atmete. Sein Gesicht wirkte bleich, als hätte es nie Sonne abbekommen.

Nun konnte man die Ratten auch hören; ihre winzigen Pfoten zerteilten das Wasser, ihre hohen fiependen Stimmen klangen aufgereggt und schrill. Sie tasteten sich näher heran, erkannte Elke, sie fassten Mut und ihre Angst schwand zusehends. Sie mochten Hunger haben, der sie blind machte für die möglichen Gefahren.

»Wir müssen zusehen, dass wir hier wegkommen«, sagte sie, doch Reichardt zeigte keine Reaktion. Immer noch hatte er die Augen geschlossen und den Mund geöffnet. »Vor uns sind Ratten.«

Der Mann regte sich nicht.

»Sie sind aggressiv!«

Nun endlich schaute Reichardt sie mit erkennbarem Widerwillen an. Oder war es Abscheu, gerade so, als seien es nicht die Ratten, die ihn ängstigten, sondern vielmehr seine unheimliche Begleiterin. »Ich kann sie hören«, sagte er leise. »Ich bin alt und erschöpft, aber nicht taub.« Er schloss wieder die Augen, als hätten sie genug des Schreckens gesehen. »Sie klingen aggressiv, aber in Wahrheit sind sie noch viel zu ängstlich. Sie werden uns nichts tun. Werfen Sie einen Stein oder schreien Sie, dann werden sie wieder verschwinden.«

Sie tat nichts dergleichen und Reichardt hatte offenbar nichts anderes erwartet, denn ein leises Lächeln trat auf seine Lippen, als verspottete er die Frau an seiner Seite ob ihrer Tatenlosigkeit.

Zwei, drei Tiere wagten sich nun immer näher heran; sie waren mutig oder dumm genug, sich von der Gruppe ihrer Artgenossen zu lösen. Neugierig schauten sie Elke an und schnüffelte aufgereggt. Auf eine gewisse Art waren es schöne Tiere, dachte sie, ein wenig zu dünn vielleicht, aber das konnte die schlichte Eleganz, mit der sie durch das Wasser liefen, nicht

schmälern. Schöne Tiere an einem finsternen Ort. Elke schüttelte den Kopf und lächelte. Ihre Pfoten waren fein gegliedert, und in ihren Augen blitzte vielleicht sogar so etwas wie Intelligenz auf.

Witternd kam eine Ratte näher heran, und wie ein Blitz schoss Elkes rechter Arm hervor und eine Sekunde später stellte sie verblüfft fest, dass ihre Hand sich ins Fell der sich windenden Ratte gekrallt hatte. Die anderen Tiere zogen sich, hohe Schreie ausstoßend wie eine Horde hysterischer Weiber, ins Dunkel zurück.

Die gefangene Ratte wand sich in ihrer Hand, ihre Augen blitzten wütend, sie strampelte mit ihren Beinen, doch sie konnte nichts ausrichten gegen den erbarmungslosen Griff.

Mit pathologischer Neugier betrachtete Elke Josten den Nager, dessen Fell überraschend weich und in der Bauchgegend beinah weiß war.

Sie blickte zu Reichardt hinüber und stellte fest, dass er die Szene mit unverhohlener Faszination studierte. Immer noch waren seine Lippen zum kleinen Lächeln gerafft; vielleicht war es sogar eine Spur breiter geworden. Zusammen mit seinen großen Augen, die unter dem Helm hervorblickten, hatte der Mann urplötzlich etwas eindeutig Wahnsinniges an sich.

»Schauen Sie nicht hin«, murmelte sie leise, fast sanft, als spräche sie zu einem verängstigten Kind. »Schauen Sie weg.«

Sie nahm nun ihre linke Hand zur Hilfe und drückte dem Tier den Hals zu. Es wand sich in ihrem Griff, die scharfen Zähne hackten in das weiche Fleisch zwischen Daumen und Zeigefinger. Es entstanden kleine und äußerst schmerzhaft Wunden, aus denen sofort sehr viel Blut strömte, doch Elke bemerkte dies kaum. Sie war nur Zuschauerin und blickte auf das Tier, das gegen seinen Tod ankämpfte. Sie drückte noch stärker zu; unter dem Fell spürte sie den fragilen Knochenbau. Plötzlich knirschte es, die Ratte wurde starr in den klammernenden Händen, dann zuckte sie nochmals. Heißer Urin spritzte

umher und brannte wie verrückt in den blutenden Wunden ihrer Hand. Dann schließlich erschlaffte die Ratte, als hätte sie alle Lust am Kampf verloren. Ihre Augen waren tot, doch der Blick in ihnen glühte vor Hass.

Achtlos öffnete Elke ihre Hände und die reglose Beute fiel mit einem Platschen in die Pfützen. *Ein sinnloses Leben*, dachte Elke, *ausgelöscht wie so viele andere sinnlose Leben*.

Reichardt räusperte sich. Es dauerte eine Weile, bis er seine Stimme wieder fand, und die ersten Worte waren rau vor Heiserkeit oder Entsetzen. »Wer sind Sie?«, fragte er in die Stille hinein. »Was sind Sie?«

Mit einiger Überraschung stellte Elke fest, dass sie diese Fragen nicht beantworten konnte; sie wusste es ja selbst nicht. Sie war nicht mehr ganz ein Mensch, noch nicht ganz ein Monster, sie war eine Kreatur, die außerhalb jeglicher Definition stand; eine Kreatur mit zwei Seelen, die einander bekämpften. Das hätte sie Reichardt sagen können, doch sie beließ es bei einer einfacheren Erklärung: »Hier lauern Bestien und eine von ihnen hat mich verletzt, als ich versuchte, meinem Mann zu helfen. Seither verändere ich mich, ich spüre, dass ich so werde wie *sie*. Ich kann nur noch eines tun; und deswegen sind wir hier.« Sie blickte Reichardt an. »Ich werde hier sterben und Sie müssen mir helfen, die Bestien zu töten, bevor es für mich zu spät ist.«

Reichardts Reaktion überraschte sie maßlos. Er stand nicht auf und floh vor ihr, der Irren, er lachte nicht, er weinte und flehte nicht. Stattdessen nickte er, als habe sie ihm eine einfache Rechenaufgabe erklärt, und sagte: »Ich habe es mir fast gedacht. Ich hab sie beobachtet, die ganze Zeit hier unten, und ihr Verhalten und das Verschwinden Ihres Mannes, das sich niemand so recht erklären konnte, und dazu das Auftauchen von Crenz und Fuller, die mir viel erklärt und doch einiges verschwiegen haben. Das alles macht plötzlich Sinn. Ich bin Bergmann, und ich habe viele Geschichten gehört über die

Geister der Verschütteten, die nicht zur Ruhe kommen können und für alle Zeiten in den Schächten gefangen sind. Solche Geschichten gehörten einfach dazu, obwohl niemand von uns wirklich an sie glaubte.«

»Wir reden nicht von Geistern; hier sind Wesen aus Fleisch und Blut am Werk.«

»Geister oder nicht!«, rief Reichardt laut. »Es sind Verstoßene, oder nicht?«

Elke Josten blickte auf die Ratte, die neben ihr in einer Wasserlache lag, und vergrub ihre Hand in dem nassen Fell. Ein schmerzhaftes Ziehen in ihren Därmen machte sie auf das Monster aufmerksam, das in ihr lauerte, doch sie widerstand dem Drang, ihre Zähne in den noch warmen Leib zu schlagen, auch wenn es ihr schwerfiel.

»Verstoßene?«, sagte sie leise und voller Verachtung. »Das ist sentimentaler Schwachsinn. Alles, was sie wollen, das ist Ihr Blut. Die *Verstoßenen* werden sich um den besten Happen streiten, den Sie zu bieten haben. Sie sind in ihren Augen nicht besser als diese Ratte.« Elke warf den kleinen Leichnam zu Reichardt hinüber, der zusammenzuckte, als er in seinem Schoß landete. Mit einem spitzen Aufschrei des Ekels wischte er den Kadaver von sich, der erneut in einer Pfütze landete.

»Da!«, rief Elke plötzlich und hob ihre Hand, den Zeigefinger zur Warnung ausgestreckt. »Hören Sie es?« Sie lauschten, doch sie hörten nichts außer den Wind und tröpfelndes Wasser, doch Elke war sicher, dass sie vor wenigen Augenblicken noch einen anderen Laut vernommen hatte.

»Sie sind da«, murmelte sie leise und unheilvoll. Und tatsächlich hörten sie beide im nächsten Moment etwas, das an Worte erinnerte, nur dass sie vollkommen ohne Vokale auszukommen schienen.

Langsam erhob Elke Josten sich und nahm den Kanister auf.

Reichardt blickte zu der Frau auf; wenn er Angst empfand, so verbarg er sie sehr gut. Lediglich in seiner Stimme schwang

ein Zittern mit, was genauso gut an der Kälte liegen konnte.  
»Was haben Sie vor?«

»Das wissen Sie doch, Herr Reichardt.« Sie reichte ihm die Hand und schwerfällig stand der alte Mann auf. Ächzend bückte er sich, um den Benzinkanister aufzuheben.



Trotz der dicken Kleidung, die er trug, spürte Ben Fuller die Kälte, die unerbittlich durch seine Glieder zog. Durch seine Datenbrille sah er seinen Atem geisterhaft umhertanzen. Der Boden war uneben und mit tiefen Pfützen übersät, in die er mit jedem Schritt einsank. Er sah eine Vielzahl von Spuren, die darauf hindeuteten, dass vor nicht allzu langer Zeit Menschen hier entlanggekommen waren.

Hin und wieder glaubte er aus der Ferne Geräusche zu hören, doch er konnte sie nicht einordnen, und sie schienen sich ihm auch nicht zu nähern. Eisern stapfte er weiter durch die unheimliche Welt, die sich vor seinen Augen auftat. Jederzeit rechnete er mit einem Hinterhalt, doch nichts geschah. Längst hatte er den gesicherten Teil des Gangs hinter sich gelassen; dort, wo er sich nun aufhielt, war das Rettungsteam nicht mehr vorgedrungen.

Er bemerkte, dass der Gang nun schmaler und bald auch niedriger wurde. Die Enge erzeugte ein Unwohlsein in Ben, obgleich er nicht unter Platzangst litt. Ein paar Mal atmete er tief ein und aus, und die zerfasernden Wölkchen vor seinem Gesicht blähten sich auf.

In dieser unheimlichen Welt geriet der Zeitsinn unweigerlich durcheinander. Als Ben auf seine Uhr schaute, stellte er voller Überraschung fest, dass er erst wenige Minuten hier unten wandelte; doch sein trügerisches Gefühl sagte ihm, dass wesentlich mehr Zeit verstrichen war.

Der Gang wurde nochmals enger, sodass er nur noch ge-

bückt vorankam. Immer wieder berührte er mit dem Helm die Decke, von der sich gelegentlich kleine Brocken lösten. Durch die Enge des Ganges klang der Wind drohender, beinahe wie menschliche Stimmen, die ohne Unterlass summten. Zwar spürte Ben immer noch die beißende Kälte, doch unter seiner Kleidung war er mittlerweile in Schweiß gebadet.

Hin und wieder blickte er hinter sich, doch dort sah er nichts weiter als seine tiefen Abdrücke, die er im Schlamm hinterlassen hatte.

Bald registrierte er die Nähe von Ratten, die sich in seine Nähe gesellten. Sie verharrten in respektvoller Distanz und flohen, wenn er sich ihnen näherte. Es waren große, passabel ernährte Tiere, die hier offenbar ein sicheres Dasein fristeten.

Am Boden erkannte Ben die Spuren zweier Menschen, die hier vor nicht allzu langer Zeit Rast gemacht hatten. Ihre Erschöpfung musste beträchtlich sein, vermutete Ben, denn wenn er diese Abdrücke richtig deutete, hatten sie sich trotz der eisigen Nässe gesetzt oder hingelegt. Oder steckte etwas anderes dahinter? Eine Verletzung, ein ernstlicher Schwächeanfall? Dies mussten die Spuren von Elke Josten und Alois Reichardt sein, und Reichardt war ein alter Mann, dem die Last eines solchen Marsches nicht leicht fallen konnte.

*Welches Spiel trieb diese Frau?, dachte Ben Fuller. Ging es ihr wirklich nur darum, ihren Mann zu retten? Welchen Nutzen hatte Reichardt für sie und wie hatte sie ihn dazu gebracht, sie zu begleiten?*

Für einige Sekunden starrte er auf das Chaos der sich im schlammigen Boden abzeichnenden Spuren, dann wandte er sich ab und ging weiter. Die Ratten blieben nun in seiner Nähe, aber immer noch hielten sie respektvollen Abstand.

Plötzlich vernahm er ein seltsames Geräusch hinter sich, das ihn aufschreckte. Hastig fuhr er herum. Dort jedoch fiel ihm nichts Ungewöhnliches auf. Was für ein Geräusch war das gewesen?, fragte er sich. Ein Schleifen, ein Knarren, ein Prasseln;



von allem etwas hatte darin mitgeschwungen.

Dann stoben die Ratten wie auf ein Signal hin mit lautem Fiepen auseinander und verschwanden im Dunkel. Waren da Schritte vor ihm? Ben lauschte angestrengt, seine Glock hielt er in der Hand. Dort vorn sah er eine finstere Gestalt, die sich ihm näherte. Sie wirkte gedrunken, als habe sie Mühe mit dem aufrechten Gang. Etwas Merkwürdiges ging von dem Ankömmling aus, aber erst, als er näher kam, wusste Ben, was es war: Die Gestalt war nackt. Ein leises Knurren drang aus ihrem Mund.

»Stopp!«, schrie Ben. Der Unheimliche reagierte nicht auf diesen Befehl.

»Stopp, oder ich werde schießen!« Die Worte kamen ihm unsinnig vor; so konnte man zu einem Dieb sprechen, aber nicht zu dieser Gestalt, die trotz ihrer affenartigen Haltung Ben um mindestens einen Kopf überragte.

Ben hob seine Waffe und schoss. Die Kugel fuhr zur Warnung in die Decke. Gleichzeitig wiederholte sich das Geräusch, das er vor wenigen Augenblicken bereits schon einmal vernommen hatte, und diesmal konnte Ben sich einen Reim drauf machen. Doch ihm blieb keine Zeit mehr, auf diese Erkenntnis zu reagieren. Mit einem Laut, der einem Seufzen nahekam, brach über ihm die Decke ein und nasse, beinah schlammige Erde prasselte auf ihn nieder und begrub ihn in Sekundenschnelle unter sich. Ben bekam einen Stoss von einem schweren und harten Gegenstand und ein wütender Schmerz fuhr durch seine Schulter- und Halspartie.

Das schwere Erdreich ließ ihm so gut wie keinen Bewegungsspielraum. Es wurde schlagartig still und dunkel um ihn herum wie in einem Grab.

\*

Ihr Vorankommen glich einem müden Taumeln, zum Ende

hin schien Reichardt beinahe die besseren Kraftreserven zu besitzen als seine schwächliche Begleiterin. Schon seit Minuten schwiegen sie mit eisiger Verbissenheit. Hin und wieder wandte der alte Mann sich um und musterte sie mit kühlem Blick. Verachtete er sie, weil er trotz seines Alters eine bessere Kondition besaß? Oder war der Grund für sein Verhalten eher ihr Geständnis, dass sein Schicksal ihr nichts bedeutete? Doch das konnte er ihr nicht zum Vorwurf machen, nachdem er wusste, wie vertrackt die Situation für Elke war. Außerdem hatte er keine Anstalten gemacht, vor ihr zu flüchten; stattdessen war er wie ein Schoßhund mal vor, mal hinter ihr gegangen, als habe er seine eigenen Ziele.

Doch was kümmerte sie sich jetzt noch um ihr Verhältnis zueinander?

Mit weit aufgerissenen Augen und schwer atmend zerrte Elke den Kanister hinter sich her. Hin und wieder verlor Elke ihn aus ihren vor Kälte starren Fingern, dann kehrte sie um und nahm ihn in die andere Hand. Die Wunde, welche von den scharfen Zähnen der Ratte herrührte, brannte mittlerweile wie Feuer, und die Stelle zwischen Daumen und Zeigefinger war merklich angeschwollen.

Doch das spielte nun keine Rolle mehr, sie befanden sich am Ziel. Elke spürte die Nähe der *Anderen*. Der Keim in ihr war wie ein rotes Band, das sie mit den Unholden verband. Elke hätte sie mit verbundenen Augen finden können. Hier irgendwo musste ihr Mann liegen. Die Erinnerung an ihn ließ sie einen Moment verharren. Es war unmöglich, dass er noch lebte. Er war längst tot, erfroren oder ermordet. Um seinetwillen musste sie sich beeilen. Schluss machen, bevor der Keim Oberhand behielt. Wenn er erst zu stark war, dann würde sie auch ihren toten Mann finden. Finden und ihn fressen. Sie würde sich an seinen kalten Eingeweiden laben, wie sie es schon mit dem Hotelier getan hatte.

Sie schüttelte wütend den Kopf und dachte an Ralfs neues

Hemd, mit dem er in das Loch gestürzt war. Plötzlich stellte sie fest, dass ihr Gesicht mit Tränen überströmt war. Sie empfand eine endlose Verzweiflung, welche sie zu Boden werfen wollte. Sie stammelte lautlos den Namen ihres Ehemannes und bat ihn um Verzeihung. Sie wollte nicht sterben, aber genauso wenig wollte sie am Leben bleiben. Nicht so und nicht ohne Ralf.

»Warten Sie!«, rief sie mit keuchender Stimme. Reichardt, der bereits einige Meter Vorsprung hatte, wandte sich taumelnd zu ihr um und blickte sie fragend an.

»Was haben Sie?«, fragte er und kam ohne großen Elan näher zu ihr zurück. »Weinen Sie?« Für eine Sekunde zeigte er Betroffenheit, dann jedoch wurde sein Gesicht wieder so ausdruckslos wie zuvor und Elke konnte förmlich sehen, wie er seine Emotionen voller Sorgfalt wieder an ihren Platz legte, wo ihnen nichts geschehen konnte.

»Was interessiert Sie das?«, blaffte sie ihn an und es tat gut, ihn derart anzufahren. Es rückte die Verhältnisse zurecht, zumindest ein wenig.

Seine einzige Reaktion darauf war, dass er seinen Kopf ein wenig schief legte und sich dann mit einer Hand über das schweißnasse Gesicht fuhr.

Sie zuckte vor Schmerz zusammen, als ihre Zunge über einen Zahn fuhr, der zu groß und zu scharf war, um den Ambitionen ihres schmalen Mundes zu genügen. Ständig biss sie ohne Absicht auf ihre Zunge; ständig schmeckte sie ihr eigenes Blut, das sie daran erinnerte, dass weiteres Blut hier unten auf sie wartete.

Sie wartete voller Ungeduld, dass der Schmerz abklang. »Wissen Sie, wo wir sind?« Das Sprechen bereitete ihr Mühe; obgleich sie bedachtsam und langsam sprach, klang sie wie eine Betrunkene.

Reichardt blickte sich um, und als habe er zuvor nicht auf seine Umgebung geachtet, weiteten sich nun seine Augen vor

Überraschung, als er feststellte, dass die Beschaffenheit des Ganges nun vollkommen anders war. Sein Herzschlag beschleunigte sich. Offenbar befanden sie sich in einem Schacht eines vor Jahrzehnten stillgelegten Schieferbergwerks. An den unebenen schwarzen Wänden sah er die Spuren des Abbaus. Auf einem natürlichen Sims aus Gestein lagen Werkzeuge, die nach der letzten Schicht achtlos liegen gelassen worden waren. Er ging näher hin und sah, dass der Holzgriff eines großen Hammers fehlte, offenbar war er verfault. Gleich daneben stieß er auf eine vollkommen verrostete Bohrstange, die dazu verwendet wurde, Sprenglöcher zu schaffen. Voller Ehrfurcht nahm er sie in die Hände und spürte das Gewicht. Er glaubte anhand der Werkzeuge erkennen zu können, dass diese Grube zwischen den Weltkriegen ausgebeutet worden war. Im Grunde war es möglich – unwahrscheinlich zwar, aber nicht vollkommen ausgeschlossen –, dass sein Vater hier gearbeitet hatte. Diese Gegend war durchzogen von zahllosen Bergwerken, nicht wenige waren auch illegal oder Jahre nach ihrer offiziellen Stilllegung erneut betrieben worden, sodass Alois Reichardt nicht sagen konnte, um welche Grube es sich handelte.

Vorsichtig, als handelte es sich um eine fragile Kostbarkeit, legte er die schwere Bohrstange wieder nieder.

Gerne hätte er noch eine Weile hier verweilt, den Duft eingeatmet, der unverkennbar war, und die verstreut umherliegenden Utensilien betrachtet, doch Elke Jostens Stimme gellte durch die Stille, und der Effekt zerplatzte wie eine Seifenblase: »Wir müssen weiter!«

Reichardt bedachte die Frau mit einem zornigen Blick, dann nahm er seinen schweren Kanister auf und ging voller Wehmut durch den Stollen.

»Sie sind nah«, flüsterte Elke Josten und er zuckte zusammen; es klang, als habe sie direkt in sein Ohr gesprochen. Doch als er über seine Schulter schaute, sah er, dass sie zwei, drei Schritte hinter ihm zurück war. Ihre Augen waren weit

geöffnet, doch es schien ihm, als gäbe es dort kein Leben mehr, sondern nur noch Finsternis.

»Ich sehe niemanden«, entgegnete er mürrisch.

Plötzlich tauchte sie neben ihm auf und zu seinem Erschrecken sah er, dass sie lächelte. *Ein Lächeln in einer Fratze, die selbst den Teufel in die Flucht geschlagen hätte*, dachte er.



Die Enge und die Finsternis waren schrecklicher als die Last der nassen, schweren Erde, von der Ben Fuller erdrückt zu werden glaubte. Für einen Moment befürchtete er, keinen Finger rühren zu können, und Panik heulte in seinem Kopf auf. Er spie Erde aus, die nach Fäulnis und Schimmel schmeckte, und stellte fest, dass er ein wenig Luft bekam.

Er musste hier raus, nichts anderes zählte, doch dabei durfte er nicht vergessen, dass ein Ghul auf ihn lauerte. Oder war auch er verschüttet worden? Das war allerdings nicht sehr wahrscheinlich; sofern Ben sich erinnern konnte, war nur ein kleines Stück der Erde eingebrochen.

Ziellos stocherte er mit seinem linken Arm in die Erde und hoffte, die Erdschicht durchbrechen zu können, damit er frische Luft bekam, doch es gelang ihm nicht. Das bedeutete, dass er unter einer mindestens einen Meter dicken Schicht Erde begraben lag, die einen mörderischen Druck auf ihn ausübte.

*Ich werde hier verrecken!*

Er hörte ein merkwürdiges Geräusch, ein Krächzen, und stellte fest, dass er selber diesen Laut ausgestoßen hatte.

Die Luft wurde ihm knapp, die kleine, durch einen Zufall entstandene Blase, von der er in den letzten Sekunden gezehrt hatte, war bald erschöpft.

Plötzlich ertasteten seine Finger etwas Raues, Starres. Der Stamm eines Baumes, der dem Einsturz zum Opfer gefallen war. Ben erinnerte sich an den Schlag, den er während seines

Sturzes abbekommen hatte; der Baum war gegen ihn gerutscht. Der Stamm war nicht sonderlich dick; Ben legte, so gut es ging, seinen linken Unterarm um ihn herum und zog sich mühsam daran hoch.

Durch den Stamm war es ihm möglich, das ihn umgebene Erdreich ein wenig besser zu verdrängen, er gab ihm genügend Halt.

Doch Bens Freude währte nicht lange. Jemand drückte von oben gegen die Erde. Ben spürte, wie das Erdreich, eben noch einigermaßen locker, nun plötzlich dichter wurde, als trampelte jemand oben drauf herum. Der Stamm wurde ein wenig in die Tiefe gedrückt.

Der verdammte Ghul!

Irgendwo in seiner Nähe musste Bens Glock liegen. Mit seinem rechten Arm hatte er nur wenig Bewegungsfreiheit, so musste Ben mit der Linken nach der Waffe suchen.

Ein Tosen war in seinem Kopf und wurde mit jeder Sekunde lauter. Drängender. Er bekam keine Luft mehr! Seinen Mund hatte er geöffnet, und er schnappte nach den letzten Resten unverbrauchten Sauerstoffs, doch es gab keinen mehr.

Da! Da war die Glock, mit der linken Hand umschloss er den Lauf und zog sie zu sich heran.

Er machte sich nicht die Mühe, einen genauen Treffer zu setzen; stattdessen schoss er vage in die Richtung, wo er das Wesen vermutete. Der Lärm war ohrenbetäubend, doch er hielt Ben nicht davon ab, nochmals abzurücken. Ein Summen und Sirren klang in seinen Ohren auf, er wusste nicht, ob er einen Treffer erzielt hatte, doch das war ihm nun vollkommen gleichgültig. Er musste raus. Er brauchte Luft.

Mit einer letzten Kraftanstrengung hievte er sich an dem Baumstamm vorbei in die Höhe. Ein winziger Schwall Luft drang zu ihm vor, und Ben schnappte wild danach. Es war wie eine Explosion in seinem Kopf. Dann musste er husten, weil er Erde geschluckt hatte. Mit tränenden Augen und ei-

nem Würgereiz kämpfend stieg er aus seinem Grab. Er trug noch die Datenbrille, doch sie war vollkommen mit Dreck verschmiert, sodass sie ihm keine Hilfe mehr war. Kurzerhand streifte er sie ab und ließ sie zu Boden fallen. Gleichzeitig tastete er nach dem Schalter seiner Helmlampe. Mit einem leisen Fluch stellte er fest, dass sie nicht mehr funktionierte, zerstört durch einen Schlag vielleicht oder durch Feuchtigkeit.

In seinem Rucksack, den er immer noch auf seinem Rücken trug, befand sich eine Taschenlampe, doch bevor er nach ihr suchte, musste er herausfinden, was mit seinem Gegner war. Wo war er? Er konnte ihn nicht hören. Doch Ben glaubte nicht daran, dass eine Kugel ihn getroffen hatte.

Immer noch gierte seine Lunge nach Sauerstoff; mit geöffnetem Mund stand Ben in der Finsternis und atmete schnell und hastig, dabei aber so leise wie möglich.

Ein leises, unbekanntes Geräusch drang an seine Ohren, aus der Richtung, in der Ben sich bis zu dem Einsturz bewegt hatte. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als einen Schuss in diese Richtung abzugeben, obwohl er sich der Fahrlässigkeit seiner Handlung bewusst war.

Da seine Glock so gut wie kein Mündungsfeuer produzierte, blieb der Stollen finster. So wusste Ben nicht, ob er einen Treffer gelandet hatte.

Er wich zurück an die Wand. Er spürte durch die Einsturzstelle frische und kalte Luft strömen, doch er hatte keine Zeit, nach oben zu klettern. Gewiss hätte sein Gegner diese Sekunden zu nutzen gewusst.

Wo war er, verdammt? Wo hatte er sich versteckt?

Trotz der Kälte rann ihm der Schweiß von der Stirn. Mit Ausnahme des säuselnden Windes und der fallenden Wassertropfen hörte er keinen Laut.

All seine Sinne waren aufs Äußerste geschärft, selbst seine nutzlosen Augen hatte Ben weit aufgerissen. Etwas musste geschehen, er konnte nicht stundenlang hier stehen und auf ei-



nen Gegner lauern, der möglicherweise schon längst nicht mehr hier war.

Etwas traf ihn mit voller Wucht im Gesicht; etwas Kaltes, Nasses, das ihm in Nase und Mund drang. Ben registrierte sofort, dass es schlammige Erde war, die wie ein Schneeball auf ihn geschleudert worden war. Daraus folgerte Ben, dass der Ghul ihn ohne Probleme sehen konnte. Ohne zu zögern machte Ben einen gewaltigen Sprung zur anderen Seite des Schachtes und hoffte, dass dort kein Hindernis war, über das er stolpern konnte. Seine instinktive Handlung bewahrte ihn vor Schlimmerem, denn er hörte, wie sein Gegner dort ankam, wo Ben Sekundenbruchteile vorher noch verharret hatte. Sofort schoss Ben, ohne genau zu wissen, wo sich das Ziel befand. Ein lautes Brüllen klang auf und erschütterte den finsternen Gang. Es klang nicht im Mindesten menschlich.

Er hörte, wie ein Körper zu Boden rutschte und dann klatschend in einer Wasserlache landete.

Ben ballte die Faust seiner linken Hand. Ein Treffer, er hatte getroffen. Dennoch wich er weiter zurück. Auch wenn er nun offensichtlich auf der Siegerstraße war, musste er Vorsicht walten lassen. Nicht das Risiko eingehen, dass der verletzte Unhold in den letzten Sekunden seiner Existenz ihm eine Verletzung zufügte.

Dem Sterben zu lauschen war ein schauderhafter Zeitvertreib. Der Ghul litt Schmerzen und stieß unheimliche Laute aus, die einem Röcheln und Seufzen ähnelten. Ben Fuller orientierte sich an den Lauten, erkannte, dass der Ghul am Boden kauerte, und schoss nochmals und vertraute seinem Gehör. Diesmal gelang ihm ein tödlicher Treffer. Die Todeslaute verstummten; nur noch der Wind, der unbeeindruckt piff, war zu hören.

Ben Fuller gönnte sich einige Sekunden Pause, die er benötigte, um sich von der Auseinandersetzung zu erholen, dann holte er aus seinem Rucksack die Taschenlampe hervor. Der

Lichtstrahl verharrte nur kurz auf dem Leichnam der Gestalt, die in verdrehter Haltung am Boden lag. Ben erschauerte, als der Ghul sich vor seinen Augen enthüllte. Die langen dünnen Extremitäten, die an Klauen erinnernden Hände und schließlich der kahle Schädel, der etwas Hundeähnliches hatte. Die offenen Augen starrten feindselig Ben an; es war kein Blick, der ihn zuversichtlich stimmte.

Bevor Ben weiterging, wechselte er das Magazin seiner Glock.

Während er missmutig und frierend den finsternen Gang entlang schlich, säuberte er notdürftig mit einem Papiertaschentuch sein Gesicht. Der Schlamm brannte wie Feuer in seinen Augen. Er hoffte, dass er sich keine Infektion holte.

Aber das war zunächst einmal seine geringste Sorge.



Sie kamen aus dem Nichts; plötzlich waren Alois Reichardt und Elke Josten umzingelt von sieben oder acht Schauergestalten, die lautlos aus dem Dunkel kamen und jeder Beschreibung spotteten; es waren vollkommen nackte Wesen mit schrecklichen Mäulern und Klauen. Alois Reichardt stieß einen schrillen Schrei aus und ließ den Kanister achtlos zu Boden fallen, wo er umstürzte. Er konnte nicht begreifen, was er sah; jedes Detail, das seine Augen erfassten, war nachgerade absurd. Ihre faltigen Bäuche ähnelten schlaffen Säcken, die vollkommen blanken Schädel waren durchzogen von dunklen und hervorstehenden Adersträngen, die aufgeworfenen Münder in den totenbleichen Gesichtern erinnerten Reichardt an gebleckte Tiermäuler, an jene von Ratten oder gehetzten Hunden vielleicht. Er bemerkte den Gestank von Fäulnis, der von ihnen ausging. Er war kaum zu ertragen, sein Magen drehte sich ihm um und Reichardt war froh, dass er in den letzten Stunden kaum feste Nahrung zu sich genommen hatte.

Er konnte nicht vor ihnen weichen. Als er sich umdrehte, sah er sie auch hinter sich stehen. Da gab es keine Lücke mehr, durch die er hätte flüchten können. Doch wohin auch?, fragte er sich mit aufflammender Verzweiflung. Wohin hätte er fliehen können? *Hier war alles zu Ende*, dachte er.

Er wandte sich zu Elke Josten um, die genau wie Reichardt umgeben von diesen schrecklichen Wesen war, doch er konnte ihr Gesicht kaum erkennen, da das Licht ihrer Lampe ihn blendete. »Sie haben mich in die Falle gelockt«, sagte er zu ihr, und

als keine Reaktion darauf erfolgte, wiederholte er die Worte noch einmal, nur dass er sie dieses Mal voller Wut und Angst schrie: »Sie haben mich in die Falle gelockt, Sie verdammtes Monster!« Wenn in seinem alten Körper doch nur genügend Kraft gewesen wäre, dann hätte er sich auf sie gestürzt, doch ihm war klar, dass er in seinem erbärmlichen Zustand auch diesen Kampf verlieren würde.

Nun schien Elke ihn wahrzunehmen. »Schauen Sie, dass Sie Abstand gewinnen, dann wird Ihnen vielleicht nichts geschehen. Die Ghule werden ihnen nichts tun.« Sie durchwühlte ihre Jackentaschen und verzog das Gesicht, als sie offenbar nicht fündig wurde. Sie sagte noch etwas, das Reichardt jedoch nicht verstand.

Dann entfuhr ihm ein überraschter Laut. »Haben Sie das gehört? Da hat doch jemand gerufen! Haben Sie das nicht gehört?«

Auch Elke Josten wirkte für den Moment verunsichert. Sie hatte ebenfalls einen fernen Ruf vernommen. Kam dafür nicht nur eine Person infrage? Sollte Ralf tatsächlich noch leben? Sie riss sich zusammen und blendete mit verbissener Miene alle Sentimentalitäten aus. Was brachte das jetzt noch. Auch wenn Ralf am Leben sein mochte, die Dinge änderten sich dadurch nicht mehr. Elke war innerhalb weniger Stunden zu einem leichenfressenden Monster geworden und hatte nicht mehr das Geringste gemein mit der Frau, die Ralf kannte und liebte. Sie musste nun nicht so tun, als sei sie zu seiner Rettung hier.

»Verschwinden Sie jetzt!«, befahl sie Reichardt.

Der alte erschöpfte Mann sah, dass sie ihren Kanister aufschraubte.

Doch es gab keine Lücke, durch die er gefahrlos schlüpfen konnte; die Schauergestalten standen zu dicht beieinander. Seltsam allerdings, wie passiv sie waren, bemerkte er plötzlich. Sie standen da wie Zuschauer, mehr interessiert als aggressiv. Warum taten sie nichts, warum griffen sie nicht an,

warum mordeten sie nicht? Ghule? Hatte Elke Josten sie vorhin so genannt? Er konnte mit diesem Begriff nichts anfangen.

Er hörte das Geräusch von auslaufender Flüssigkeit, welche über Körper und zu Boden spritzte. Hastig warf Reichardt einen Blick hinter sich und beobachtete Jostens Tun, bei dem sie nicht gestört wurde. Auch Reichardt bekam eine Ladung Benzin ab, und ihm wurde klar, dass er nun fort musste, wollte er nicht bei lebendigem Leib verbrennen. Offenbar unterschied die Josten nicht mehr zwischen Freund und Feind.

Zögernd trat er auf eine Gestalt zu, die reglos sein Näherkommen erwartete. Ihre großen, wie blind wirkenden Augen glühten im Lichtschein. Er visierte den freien Raum rechts von ihr an. Er kam nicht weit. Er spürte einen festen Griff an der Schulter, der ihn aufhielt, dann eine Berührung im Gesicht, und er erstarrte. Die Klauen der Schauergestalt strichen über sein Gesicht. Es war eine beinah zärtliche Berührung, dachte er voller Verwunderung. Die Pranke war rau und hart wie Gestein. Dann, ganz unvermittelt, kam der Schmerz, und Reichardt zuckte mit einem klagenden Aufschrei zurück. Seine rechte Wange wurde aufgeschnitten, er spürte das Blut, das aus dem Schlitz herausströmte. Stöhnend legte er eine Hand auf die Wunde, deren Konturen er mit seinen zitternden Fingern erahnen konnte.

Mit einem Schrei stieß er ganz plötzlich in die kleine Lücke zwischen zwei Kreaturen, die diesmal keine Anstalten machten, ihn aufzuhalten. *Warum auch?*, dachte er panisch, während er außerhalb des Kreises aus Monstren stehen blieb und sich umdrehte. Warum sollten sie ihn jetzt noch aufhalten? Er trug doch jetzt den Keim in sich, genau wie Elke Josten. Er würde genauso zu einem Schauerwesen werden wie sie, das war ihm vollkommen klar; seine Begleiterin hatte ihm die Zusammenhänge vorhin erklärt, und er glaubte nicht, dass ihr Geständnis eine Lüge gewesen war.

Elke Josten warf ihren geleerten Kanister fort, dann nahm sie

ein Streichholz aus der Schachtel, die sie vorhin in ihrer Jacke gesucht hatte.

Doch noch während sie dies tat, drohte ihr vormals so eiserner Wille zu verlöschen wie eine Flamme im Wind. Sie blickte auf ihre offene Handfläche, auf der die Streichholzpackung lag. Sie musste nur zulangen und ihr Werk vollenden. Die Kreaturen hätten keine Chance.

»Worauf warten Sie, Josten?«, keuchte Reichardt. »Zünden Sie endlich das Streichholz an. Dafür sind Sie doch hier heruntergekommen.«

Die Frau sah zu ihm hinüber und sie sah das Blut in seinem Gesicht. Offenbar fand sie schnell die Erklärung dafür. Sie verzog ihr Gesicht zu einem Lächeln. Es war die schrecklichste Grimasse, die Reichardt je gesehen hatte. *Sie schafft es nicht*, dachte er. *Sie wird die Monster nicht töten können, sie ist ja selber so wie sie, und jetzt begreift sie es endlich.*

In der nächsten Sekunde wurde seine Befürchtung bestätigt.

»Ich kann nicht«, murmelte Elke Josten. Verdrossen und mit unendlicher Verachtung sich selbst gegenüber blickte sie auf die Streichhölzer in ihrer Hand. Leicht schüttelte sie den Kopf, als verstünde sie erst jetzt, wie aussichtslos ihr ganzes Vorhaben in Wirklichkeit gewesen war. Dann warf sie die kleine Packung achtlos beiseite, die im Dunkel verschwand.

Jede Spannung verließ Reichardts Körper. Er sackte zusammen und empfand nur noch Müdigkeit, Kälte und Schmerzen.

Er war verloren. Alles war verloren.

\*

»Zurück!«, schrie Ben Fuller. »Herr Reichardt, verschwinden Sie!« Er blickte auf ein unübersichtliches Szenario; zunächst fiel es ihm schwer, die Details so einzuordnen, dass sie einen Sinn ergaben. Er sah die Kreaturen, offensichtlich Ghule, die einen Kreis bildeten, in ihrer Nähe kauerte wie hingeschlagen

der alte Mann, sichtlich erschöpft. Nur wenig hinter ihm stand Elke Josten, sie wirkte vollkommen abwesend. Vor ihr lag ein Kanister und Ben konnte das scharfe Aroma des Benzins riechen. Langsam wich Alois Reichardt zurück, als er die Stimme hörte.

Ben war sich über die Richtigkeit seines Tuns nicht im Klaren. Er musste an die Menschenleben denken, die er möglicherweise noch retten konnte; jede sinnlos vergeudete Sekunde konnte einem Todesurteil gleichkommen. Die Ghule bildeten eine potenzielle Gefahr. Ben glaubte nicht, dass er sie in die Flucht schlagen konnte; dies hier war ihr Reich; wohin hätten sie fliehen sollen?

Ben gingen diese Gedanken binnen einer Sekunde durch den Kopf und er wusste, dass er schießen musste. Er hoffte, dass er diese Entscheidung auch später noch vertreten konnte.

Doch er zögerte einen Moment zu lang und ein Anderer schlüpfte in die Rolle des Henkers.

Ben sah, dass urplötzlich ein Streichholz in Reichardts Hand brannte. Das Gesicht des alten Mannes war mit Blut überströmt, seine Augen leuchteten wie irr, als er die kleine Flamme zu der unheimlichen Gruppe warf. Das Streichholz flog nicht ganz bis zu den nackten Kreaturen hin. Doch als es mit einem winzigen Laut, der in der atemlosen Stille deutlich zu hören war, zu Boden fiel, der mit Benzin getränkt war, schoss mit einem Fauchen eine mannshohe Flamme hoch, die sich sofort zu allen Seiten ausbreitete und reichlich Nahrung fand. Es dauerte nur wenige Sekunden, bis die Ghule hinter einer Wand aus lodernden Flammen verschwanden. Sie starben einen stummen und stillen Tod; ohne einen Laut ergaben sie sich den Flammen. Der Gestank brennenden Fleisches war unerträglich. Alois Reichardt robbte röchelnd auf allen vieren fort, doch nach nur wenigen Metern brach er entkräftet zusammen.

Durch die Rauchentwicklung brannten Bens Augen so stark,

sodass er kaum noch etwas zu sehen vermochte. Im tanzenden Licht der Flammen versuchte er, die Leiden der brennenden Ghule zu verkürzen. Dieses bizarre Schauspiel, das die stummen Geschöpfe boten, war schier unerträglich; sie krümmten und wanden sich vor Schmerzen, doch sie stürzten nicht zu Boden, immer noch widerstanden sie dem Tod. Zwei Ghule tötete Ben mit gezielten Kopfschüssen, dann jedoch musste er für einige Sekunden seine tränenden Augen schließen, weil das Brennen zu stark wurde. Zudem litt er unter heftigem Husten; der Rauch legte sich wie eine heiße, ätzende Substanz auf seine Lungen.

»Raus!«, krächzte er zwischen zwei Hustenattacken, die ihn wie Krämpfe schüttelten, zu Reichardt und Elke Josten, doch er wusste nicht, ob sie ihn gehört hatten.

Nochmals schoss er, obgleich er so gut wie nichts erkannte. Ein Körper sank zu Boden.

Den Rest erledigte das Feuer; es verzehrte die Ghule und wandelte sie zu einer schwarzen Masse. Das Licht der Taschenlampe in Bens Hand zitterte über den rauchenden Haufen verbrannter Fleischberge hinweg. In einem Ghul zuckte noch ein wenig erbarmungswürdiges Leben; Ben setzte einen Schuss an, und der Todeskampf war vorbei. Ben schüttelte den Kopf, doch er wurde das Grauen der letzten Sekunden nicht los. Er wusste nicht, wie dieses blutige Massaker hätte verhindert werden können. Wenn nicht Reichardt die Initiative ergriffen hätte, dann wäre doch er, Ben, in der Rolle des Henkers gewesen. Er blickte auf die immer noch brennenden Leiber der Leichen, die zu einer zerkochten und blutigen Pampe gerannen. Über sie hatte er nichts in Erfahrung gebracht. Er wusste nicht, wer sie waren, woher sie kamen, ob es mehr von ihnen gab, irgendwo in finsternen Schächten dieser Welt.

Er steckte seine Glock weg und blickte sich um. Reichardt kauerte immer noch am Boden, die Streichholzsachtel lag zu seinen Füßen. Tränen rannen über sein Gesicht, in dem wie ein



stummes Geständnis der Schock des Erlebten geschrieben stand.

Plötzlich hörte er eine Stimme aus dem Dunkel zu ihnen hinüberschallen.

»Hallo?«, brüllte Ben so laut er konnte. Er unterdrückte den Hustenreiz und lauschte.

»Hier!« erklang die Antwort. »Hier bin ich!«

Ben stapfte über den schlammigen Boden und hielt sich nah an der Wand, um genügend Abstand zu den Leichen zu haben. Er geriet ins Straucheln, als er auf einen verrosteten Gegenstand trat, der halb aus dem Boden ragte. Nach einigen Sekunden vorsichtigen Vorantastens stieß er endlich auf eine Art Kammer, deren Sinn sich ihm nicht erschloss.

»Stefan«, sagte er, als er seinen Kollegen erblickte, der einen erbarmungswürdigen Anblick abgab. Er schlotterte am ganzen Körper. Bevor Ben ihn fragen konnte, warum er keine Jacke mehr trug, erblickte er das Kleidungsstück und den halb darunter verborgenen Körper, der keine Regung zeigte.

»Das ist Josten«, erklärte Stefan Crenz mit leiser, zitternder Stimme, die kaum zu verstehen war. »Er ist tot, glaube ich.«

Ben mühte sich mit der Fessel ab. Es dauerte Minuten, bis er es geschafft hatte, sie mit seinem Messer zu durchtrennen. Der Rest baumelte an Stefans Handgelenk. Ben zog seine gefütterte Jacke aus und reichte sie Stefan, die dieser dankbar entgegennahm.

Ralf Josten war tatsächlich tot; das stellte Ben Fuller binnen weniger Sekunden fest. Er fragte sich, ob diese Nachricht für die Witwe noch irgendeine Bedeutung hatte.

»Dort liegt noch jemand«, erklärte Stefan, doch Ben hatte den Toten am Ende der Kammer bereits entdeckt. Entsetzt schnappte er nach Luft, als die Leiche sich im Licht seiner Lampe entblätterte; es war ein furchtbarer Strip. Bleich schimmerte das Skelett zwischen den abgenagten Schichten verwesenen Fleisches hindurch.

»Sie haben ihn gefressen«, sagte Stefan mit tonloser Stimme.

Ben durchfuhr ein Schauer, als er sah, dass auch das Gesichtsteil des Toten fehlte. Es hatte seinen Weg in den Wanst eines leichenfressenden Wesens gefunden. Die Augen des Mannes waren zu vertrockneten Murmeln verschrumpelt und sein Mund stand leicht offen, sodass es wirkte, als wolle er etwas sagen.

Was für ein Horror unter den Füßen der Bewohner einer kleinen Stadt, von der Ben zuvor nie etwas gehört hatte.

»Das hätte auch mir geblüht«, sagte Stefan, der an seine Seite trat. »Sie hätten gewartet, bis ich tot bin, und dann hätten sie mich gefressen. Und ihn ebenfalls.« Er deutete auf Ralf Josten.

»Es ist vorbei«, sagte Ben, doch es vergingen kaum fünf Sekunden, als seine Worte ins Gegenteil verkehrt wurden. Sie beide hörten Alois Reichardt einen Schrei ausstoßen, der in einem beinah hündischen Winseln endete.



Ben verließ die Kammer und hörte, dass Stefan ihm folgte, wengleich nicht mit dieser Hast. Die Situation war so bizarr, dass Ben zwei oder drei Sekunden auf der Stelle stehen blieb, sein Gesicht war eine Grimasse des Entsetzens.

»Mein Gott«, hörte er Stefan sagen, der ihm über die Schultern starrte.

Reichardt kauerte nach wie vor am Boden und stieß schrille Schreie aus, sein blutiges Gesicht leuchtete dämonisch im Schein seiner Lampe.

Elke Josten stand unweit von dem alten Mann entfernt und brannte lichterloh. Vor ihr stand der zweite Benzinkanister, dessen Inhalt sie über sich gegossen hatte.

»Die Jacke!«, schrie Ben und löste sich aus seiner Erstarrung. »Gib mir die Jacke!«

Obgleich Stefan sofort reagierte und die Jacke auszog, die er vor wenigen Minuten von Ben bekommen hatte, wussten beide, dass hier nichts mehr auszurichten war. Als Ben auf die Frau zulief, die, wie zuvor die Ghule, einen stummen Tod starb, brach sie in die Knie. Ihr Blick, so glaubte Ben, war auf ihn gerichtet.

Er schaffte es nicht, sie zu erreichen; auf halbem Weg zu ihr entzündete sich das restliche Benzin im schmelzenden Kanister, und eine neuerliche Lohe schoss in die Höhe. Hilflos blieb Ben stehen und musste sich abwenden; die Hitze, die sich entwickelte, drohte ihm die Haut vom Gesicht zu schälen. Erneut wälzte ihm der Duft brennenden Fleisches den Magen um.

Nur zwei Schritte von ihm entfernt krümmte sich die Selbstmörderin zusammen und starb, während die Flammen weiterhin heißhungrig nach ihr griffen und sie verzehrten.

Pures Grauen spiegelte sich in Bens Augen wider, als er sich umwandte. Die schwelenden und blutigen Leichen der verbrannten Ghule säumten seinen Weg zurück zu Stefan, der reglos auf der Schwelle zur Kammer stand und ins Leere blickte; daran änderte sich auch nichts, als er die Jacke, die Ben ihm stumm reichte, wieder überstreifte.

Es gab für das, was geschehen war, keine Worte, und so wurde die Stille des Todes lediglich durch das Prasseln des Feuers und hin und wieder von dem Schluchzen Reichardts gestört.

\*

Es dauerte lange, bis sie wieder ans Tageslicht gelangten. Stefan Crenz machte die Unterkühlung zu schaffen, die ihm jegliche Kraft aus den Gliedern sog. Trotz der wärmenden Jacke, die er bis unters Kinn zugeknöpft hatte, fror er erbärmlich; gleichzeitig war seine Stirn schweißüberströmt.

»Gleich haben wir es geschafft«, sagte Ben zuversichtlich. »Mit einer Wärmflasche und einem Grog bis du bald wieder auf den Beinen.« Immer wieder warf er einen sorgenvollen Blick auf seine beiden Begleiter. Auch Alois Reichardt war sichtlich geschwächt und kaum eines klaren Wortes fähig; allerdings wusste Ben Fuller nicht, ob es wirklich nur an der Erschöpfung lag, die den alten Mann fraglos plagte, oder vielmehr am Gesehenen und Erlebten. Die Erlebnisse mussten ein Schock für ihn gewesen sein. Würde er ihn jemals abschütteln können? Insgeheim bezweifelte er es. Mehrfach hatte er versucht, während ihres Rückzugs Worte mit ihm zu wechseln, doch stets hatte Reichardt bestenfalls unwirsch abgewinkt. Ein Gespräch war in seinem derzeitigen Zustand nicht möglich,

daher ließ Ben ihm seine Ruhe.

Nur einmal zeigte Reichardt sich gesprächig. Als Ben ihn auf seine Verletzung im Gesicht ansprach, antwortete der alte Mann: »Bin über eine Unebenheit gestürzt und schrammte mir das Gesicht an einem Stein auf. Tut weh, ist aber nicht schwerwiegend. Es ist nur eine Fleischwunde. Sie ist harmlos.« Er erlaubte Ben nicht, die Wunde zu begutachten.

Endlich gelangten sie an die Stelle, an der Ralf Josten eingebrochen war. Mit vereinten Kräften gelang es ihnen, durch das kleine Loch zu klettern. Immer noch war finstere Nacht. Niemand verlor darüber ein Wort, doch insgeheim waren sie enttäuscht, dass rund um sie herum Dunkelheit herrschte. Sie alle, besonders Stefan Crenz, verlangten nach Sonnenlicht.

»Bitte fahren Sie mich nach Hause«, sagte Alois mit matter Stimme. Er wirkte unendlich müde, als sei er durch die erlebten Schrecken um Jahre gealtert.

»Sind Sie sicher, dass ich Sie nicht zu einem Arzt fahren soll?«, fragte Ben. Er überlegte, ob er dem Mann in einer freundschaftlichen Geste die Hand auf die Schulter legen sollte, unterließ es jedoch, da ein Gefühl ihm sagte, dass Reichardt das nicht zu schätzen wusste.

Reichardt nickte. »Ganz sicher. Ich will nur eines: schlafen. Für heute genügen ein Schmerzmittel und ein Pflaster. Beides habe ich zu Hause. Sie können also ganz beruhigt sein, meine Herren.«

»Also dann, zuerst zu Ihnen, und dann gibt es für dich die versprochene Wärmflasche.« Ben grinste Stefan an, der mit den Zähnen klapperte und gequält dreinschaute.



Ben Fuller saß in mit übereinandergeschlagenen Beinen auf einem bequemen Stuhl in Jacques Baptistes Büro und berichtete seinem Chef und James Elwood Blackstone, der mit steinerne Leidsmiene ebenfalls anwesend war, von den Vorfällen.

»Und Sie sind sicher, dass dort unten keine Ghule überlebt haben?«

»Ganz sicher lässt sich diese Frage nicht beantworten, Sir«, erklärte Ben und schaute für eine Sekunde auf den leeren Stuhl zu seiner Rechten. Stefan Crenz war in Deutschland geblieben, da er sich eine schwere Grippe zugezogen hatte. »Ich war am darauffolgenden Tag nochmals mit einigen Hilfskräften in den Höhlen, um die Leichen zu bergen. Es gab keinerlei Spuren von überlebenden Wesen; ich glaube, es waren lediglich diese sieben, die die Gegend unsicher gemacht haben.«

»Wissen wir, um wen es sich bei der dritten Leiche handelt, die neben Ralf Josten lag und bereits in einem arg verstümmelten Zustand war?«

Ben zuckte mit den Schultern. »Identität vollkommen unbekannt. Die Rechtsmediziner in Deutschland sind dabei, per DNA-Spuren etwas Brauchbares herauszufinden, aber das geht nicht so schnell. Aber möglicherweise schließt sich hier der Kreis und wir stellen fest, dass es sich bei dem Toten um den Reporter Meininger handelt.«

Baptiste nickte. »Halten Sie mich auf dem Laufenden.« Er blätterte durch den Bericht, verzog hin und wieder das Gesicht oder nickte, doch Ben konnte nicht sagen, um welche

Passagen es sich handeln mochte. Er hatte den Bericht in der vergangenen Nacht geschrieben und konnte sich wegen der Müdigkeit kaum noch an Einzelheiten erinnern.

Mit einem Knall schlug sein Chef die Akte zu; winzige Staubpartikel wirbelten auf und tanzten im Sonnenlicht, das durchs große Fenster fiel. »Sehr gute Arbeit.«

»Danke, Sir.«

»Leider mit reichlich Opfern«, hörte man Blackstones missmutig tönende Stimme erklingen. »Zumindest Elke Josten hätte unbedingt gerettet werden müssen. Sie war eine wichtige Zeugin.«

»Dem stimme ich zu, Sir«, entgegnete Ben mit möglichst ruhiger Stimme, obgleich Wut in ihm hochkochte; wie beinah immer, wenn Blackstone zu reden begann. An diesem Mann missfiel ihm beinah alles und er wäre wesentlich entspannter gewesen, wenn er alleine mit Baptiste hätte reden können. »Doch Frau Josten wollte sich leider nicht retten lassen. In meinem Bericht steht, dass sie die Gelegenheit zum Selbstmord nutzte, als ich bei meinem Kollegen war, um ihn von der Fessel zu befreien. Und wenn Sie meine Meinung hören möchten, dann glaube ich nicht, dass es überhaupt eine Rettung für sie gegeben hätte. Vielleicht gibt ihre Leiche mehr Aufschluss über den Keim, der in ihr steckte.«

Blackstone schaute ihn mit einem Blick an, der die Sonne hätte gefrieren lassen können.

»Leider haben wir eine betrübliche Nachricht für Sie«, sagte Baptiste. »Es gibt etwas, dass die Worte von Mr. Blackstone in einem etwas anderen Licht erscheinen lassen, fürchte ich.«

»Nämlich?«, fragte Ben alarmiert.

»Sie hatten sich an Alois Reichardt gewandt, der Ihnen Ausrüstung besorgte und zusagte, Sie zu begleiten.«

»Korrekt. Leider kam es dann doch etwas anders. Ich wurde in meinem Hotelzimmer aufgehalten und war aus diesem Grund mit Verspätung am vereinbarten Treffpunkt. Reichardt

und auch Elke Josten waren bereits unten, wobei ich von ihr zu diesem Zeitpunkt noch nichts wusste.«

Baptiste nickte. »Haben Sie sich mit Herrn Reichardt später noch einmal unterhalten? Wie ging es ihm?«

»Er fühlte sich schwach und war von den Geschehnissen natürlich sichtlich geschockt. Er hatte nicht damit gerechnet, unheimlichen Wesen zu begegnen. Seine Mission war es gewesen, uns durch die Bergwerksschächte zu führen, da er früher dort gearbeitet hatte und später auch Führungen unternommen hatte. Er kannte sich in dieser fremden Welt bestens aus.«

»Konnten Sie eine Verletzung feststellen?«

Ben überlegte einige Sekunden. Die Richtung, in die dieses Gespräch ging, gefiel ihm absolut nicht. »Ja, er hatte eine Verletzung im Gesicht. Ich kann nicht sagen, wann genau er sie sich zugezogen hatte. Ich fragte ihn danach und seine Antwort war, dass er unglücklich gestürzt und auf einen spitzen Stein gefallen sei. Ich bot ihm an, ihn zu einem Arzt zu bringen, doch er wollte nach Hause. Er versicherte, und ich hatte keinen Grund, ihm das nicht zu glauben, dass er seine Wunde selber versorgen wollte, auch mit dem Versprechen, dass er am nächsten Tag einen Arzt aufsuchen wollte, wenn die Verletzung ihm immer noch Probleme bereiten würde.«

»Sie hatten keinen Grund, ihm nicht zu glauben!«, fuhr Blackstone dazwischen.

Baptiste warf dem Mann einen ärgerlichen Blick zu, bevor er sich wieder an Ben wandte. »Er hat Sie belogen, Ben. Seine Verletzung rührte nicht von einem Sturz her.«

Ben glaubte, das Blut in seinen Adern müsse gefrieren. »Ein Ghul hat ihn verletzt?«

»Ja, so ist es. Einer von denen hat ihm die Verletzung beigelegt, wahrscheinlich in der vollen Absicht, dass der Keim überleben sollte. Reichardt musste natürlich nur eins und eins zusammenzählen, er hatte ja die Wandlung von Elke Josten vor Augen. Nun ja«, fuhr er nach einigen Sekunden Pause fort,



»er hat sich in seiner Wohnung aufgehängt. Reiner Zufall, dass es so schnell auffiel. Am gestrigen Tag kam vereinbarungsgemäß ein Handwerker zu ihm, und als niemand aufmachte, fragte der Mann bei den Nachbarn, ob Reichardt vielleicht verhindert sei. Die Leute wurden schnell misstrauisch; einer von ihnen war im Besitz eines Ersatzschlüssels, und so drangen sie in Reichardts Wohnung ein und fanden seine Leiche. Er sah bereits verändert aus, die Spuren seiner neuen Existenz waren unverkennbar. In einem kurzen Brief schrieb er, dass er so nicht leben wolle. Er schrieb außerdem, dass er niemandem einen Vorwurf mache. Auch Ihren Namen erwähnte er, Ben. Er wünschte ausdrücklich, dass Sie erfahren sollten, dass er Sie von jeder Schuld freispricht.«

Ben fühlte sich wie erstarrt. Der alte Mann konnte schreiben, was er wollte, es war sehr wohl Bens Versagen, dass er die Zusammenhänge nicht erkannt hatte. Wie dumm von ihm zu glauben, dass die Verletzung von einem Sturz herrühren sollte. Wieso hatte er das nicht hinterfragt, warum ihn nicht doch zu einem Arzt gefahren ...

Beinah hilflos blickte er Baptiste an. »Das hätte nicht geschehen dürfen.« Wie dünn seine Stimme klang. Für eine Sekunde schloss er die Augen und tilgte sich aus der Welt mit ihren Vorwürfen. Namen taumelten wie kältestarre Fliegen durch seine Sinne: Ralf Josten, Elke Josten, Alois Reichardt. Sie alle hatte er nicht retten können.

»Das ist richtig, Ben, das hätte nicht geschehen dürfen. Aber das ändert dennoch nichts an meinen einleitenden Worten.«

Ben blickte ihn verständnislos an.

»Gute Arbeit«, erinnerte Baptiste ihn und lächelte milde. »Für Reichardt gilt wohl dasselbe wie auch für Elke Josten. Sie beide wollten nicht mehr leben. Der Keim bereitete ihnen verständlicherweise große Angst. Kaum vorstellbar, auf welche Weise sie hätten leben müssen. Ausgegrenzt und allein, sie hätten von Waldtieren oder Insekten leben müssen. Ich glau-

be«, sagte er bedächtig, »ich hätte genauso gehandelt.«

Ben wusste, diese Worte waren als Trost gedacht, doch sie drangen nur wie durch eine dicke Wolke zu ihm durch. Reichardts Tod würde länger in ihm nachklingen als diese Worte.

Ende